Der Graf von Moret.

Historischer Roman

von

Alexander Dumas.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Theil.



Pest, Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1866.

I.

Die Comödie beginnt.

Es war in der That das erste Mal, daß der Prinz von Orleans sich öffentlich und vor einer großen Gesellschaft, bei Marie von Gonzaga zeigte.

Man konnte leicht sehen, daß er diesmal auf seinen Anzug eine besondere Sorgfalt verwendet hatte. Er trug ein Wamms von weißem Sammt, mit Gold eingefaßt und einen gleichen Mantel mit kirschrothen Seidenfutter. Seine Beinkleider waren von kirschrothem Sammt; in der Hand trug er, denn er hatte, gegen seine Gewohnheit, beim Eintritte in den Saal sein Haupt entblößt, einen weißen Filzhut mit kirschrother Feder und diamantener Agraffe. Schleifen in den beiden von ihm angenommenen Farben waren an seinem Wammse, sowie an seinen Beinkleidern, befestigt.

Monseigneur Gaston wurde wenig geliebt, noch weniger geachtet. Wir erwähnten bereits, wie nachtheilig ihm in jener muthigen, eleganten und ritterlichen Welt sein Benehmen bei dem Processe Chalais gewesen war. Ein allgemeines Schweigen empfing ihn.

Als er angemeldet worden war, hatte Marie von Gonzaga mit der Herzogin-Witwe von Longueville einen Blick des Einverständnisses gewechselt. Im Laufe des Tages war an die Herzogin von Longueville ein Brief des Prinzen gelangt, worin er für den Abend seinen Besuch ankündigte und sich die Gunst einer kurzen ungestörten Unterredung mit Marie erbat, da er ihr Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen habe.

Er ging auf die Prinzeß Marie zu, indem er die Melodie eines Jagdliedes vor sich hin pfiff, aber da man allgemein wußte, daß er selbst in Gegenwart der Königin sich des Pfeifens nicht erwehren konnte, fiel diese Unart Niemanden auf, und die Prinzeß reichte ihm lächelnd ihre Hand.

Der Prinz küßte dieselbe, indem er sie heftig und lange an seine Lippen gepreßt hielt, dann begrüßte er höflich die Herzogin von Longueville, machte eine leichte Verneigung gegen Frau von Combalet, und sich dann an die Herren und Damen wendend, welche die Prinzeß im Kreise umstanden, sagte er:

„Meiner Treu meine Herren und Damen, ich habe in diesem Augenblicke nichts Angelegentlicheres zu thun, als Euch die neue Erfindung des Herrn von Souscarrières zu empfehlen. Es gibt auf meine Ehre nichts Bequemeres. Kennt Ihr die neue Einrichtung, Prinzeß?"

„Nein, Monseigneur, ich hörte erst vor wenigen Minuten von einigen meiner Gäste davon reden, die sich dieses neuen Mittels bedienten, um hierher zu kommen."

„Es ist in der That sehr bequem, und obwohl wir keine sehr guten Freunde sind, ich und der Herr Cardinal, so so kann ich ihm doch für diese Erfindung, auf die er Herrn von Bellegarde ein Privilegium ertheilte, nur meinen Beifall zollen. Dessen Vater, der Oberstallmeister, hat in seinem ganzen Leben nicht Aehnliches erfunden, und ich möchte den Vorschlag machen, die Einkünfte aller seiner Aemter auf seinen Sohn zu übertragen, um denselben für den uns geleisteten Dienst zu belohnen. Ich empfehle Euch die Sänfte, Herzog —" sagte der Prinz, sich an Montmorency wendend, und ihn mit einer Beugung des Kopfes grüßend.

„Ich habe mich einer solchen heute bedient," sagte der Herzog sich verneigend, „und bin mit Eurer Hoheit einverstanden."

Gaston wandte sich nun an den Herzog von Guise.

„Guten Abend, Vetter, was gibt es Neues über den Krieg?"

„Darüber muß man Euch fragen, Monseigneur," lautete die Antwort; „je näher uns die Sonnenstrahlen sind, desto besser werden wir von ihnen beleuchtet."

„Ja, wenn sie uns nicht blenden. Was mich betrifft, so bin ich in politischen Dingen sehr blödsichtig, und wenn es so fortgeht, werde ich die Prinzeß Marie ersuchen müssen, für mich ein Zimmer bei ihren Nachbarn, den Dreihundert, welche das schöne Spital bewohnen, zu erbitten."

„Wenn Eure Hoheit nach Neuigkeiten begierig sind, so werden wir mit solchen dienen können. Fräulein Isabella von Lautrec hat uns wissen lassen, daß sie, da ihr Dienst bei der Königin heute zu Ende geht, Abends hierher kommen wird, um uns einen Brief ihres Vaters, des Baron von Lautrec vorzulesen, der sich in Mantua bei dem Herzoge von Rethellois befindet."

„Aber," fragte Gaston, „können diese Neuigkeiten auch öffentlich erzählt werden?"

„Der Baron scheint dies zu denken, denn er sagte es in seinem Briefe."

„Im Austausche werde ich Euch einige Alkovengeheimnisse mittheilen; es sind die einzigen, die mich jetzt, seitdem ich auf die Politik verzichtete, noch interessiren."

„Erzählet, Monseigneur, erzählet," riefen die Damen lachend. Frau von Combalet bedeckte sich nach ihrer Gewohnheit das Gesicht mit dem Fächer.

„Ich wette," sagte der Herzog von Guise, „daß Ihr von dem Taugenichts, meinem Sohne, sprechen wollt."

„Ganz richtig; Ihr wißt, daß er sich bei seinem Lever das Hemd reichen läßt, wie ein Prinz von Geblüt; acht oder zehn Personen haben wirklich die Narrheit begangen, ihm diesen Dienst zu leisten; vor einigen Tagen jedoch nahm der Abbé von Retz das Hemd, trat damit zum Camin, als wenn

er es wärmen wollte, und ließ es ins Feuer fallen, worauf er ganz ruhig seinen Hut nahm und sich entfernte."

„Er hat wirklich recht daran gethan," sagte der Herzog von Guise, „ich werde ihm mein Compliment darüber machen, und zwar das erste Mal, wenn ich ihn begegne."

„Wenn ich das Wort zu nehmen wagte," sagte Frau von Combalet, „so würde ich sagen, daß der Sohn des Herrn Herzogs schon Schlimmeres gethan hat."

„O erzählet, Madame," bat der Herzog von Guise.

„Nun denn; als er das letzte Mal seine Schwester, Frau von St. Pierre, zu Rheims besuchte, und mit ihr im Sprachzimmer dinirt hatte, trat er in seiner Eigenschaft als Prinz in's Kloster ein und da lief der junge Herr von sechzehn Jahren allen Nonnen nach, erwischte richtig eine derselben und umarmte sie trotz alles Sträubens.

„Mein Bruder, mein Bruder," rief Frau von St. Pierre, „Du treibest Scherz mit geistlichen Frauen."

„Nun wohl," gab der Taugenichts lachend zur Antwort, „Gott ist zu mächtig, um es zuzugeben, daß man seine Dienerinnen umarmt, wenn er nicht damit einverstanden wäre."

„Ich werde mich bei der Königin beklagen," rief die Nonne, welche umarmt worden war, und die ein sehr hübsches Gesicht hatte.

Die Aebtissin bekam Furcht.

„Umarme auch diese Nonne," flüsterte sie ihrem Bruder zu.

„Aber sie ist sehr häßlich."

„Eben darum; das wird der Sache den Anstrich geben, als ob Du diese Entheiligung aus Kinderei, und ohne recht zu wissen, was Du thust, begangen hättest."

„Ist das wirklich nothwendig, meine Schwester?"

„Es ist nothwendig, denn sonst wird sich die Hübsche beklagen."

Und die Häßliche wurde umarmt, was ihr so angenehm war, daß sie die Hübsche verhinderte, sich zu beklagen.

„Und woher wißt Ihr das Alles, schöne Witwe?“ fragte der Herzog.

„Frau von St. Pierre stattete meinem Oheim ihren Rapport ab, aber dieser hat für das Haus Guise eine solche Vorliebe, eine solche Schwachheit, könnte man sagen, daß er nur dazu lachte.“

„Ich habe ihn vor etwa einem Monate begegnet,“ sagte der Prinz; „er trug damals statt der Feder einen gelben seidenen Strumpf an seinem Hute; was sollte diese neue Thorheit bedeuten?“

„Das bedeutete,“ erzählte Gaston, „daß er zu jener Zeit in die Villiers vom Hôtel Burgund verliebt war; sie spielte damals eine Rolle, in welcher sie gelbe seidene Strümpfe trug. Er ließ ihr durch Tristan l'Hermite Complimente über ihr Bein machen. Sie zog einen ihrer Strümpfe aus, gab ihn Tristan und sagte: „Wenn der Herr von Joinville diesen Strumpf an sein Hutband befestigt trägt, so kann er von mir erbitten, was er will.“

„Und?“ fragte Frau von Sablé.

„Er trug diesen Strumpf drei Tage lang, und hier ist sein Vater, mein Vetter von Guise, der bestätigen wird, daß er am vierten Tage erst Morgens um 11 Uhr nach Hause kam.“

„Das nenne ich mir ein schönes Leben für einen künftigen Erzbischof,“ sagte Frau von Sablé.

„In diesem Augenblicke,“ fuhr Sr. königl. Hoheit fort, „ist er in Fräulein von Pons, eine dicke Blondine, im Dienste der Königin, verliebt. Neulich hatte sie ein Abführungsmittel eingenommen; er erkundigte sich nach der Adresse ihres Apothekers und schrieb ihr dann: „Man soll nicht sagen, daß Ihr abgeführt habt, und ich nicht zu gleicher Zeit mit Euch.“

„Ach, jetzt begreife ich,“ sagte Guise, „warum der Narr neulich alle Schausteller von Hunden in ganz Paris in das

Hôtel berief. Ich komme in den Hof hinab und finde daselbst etwa dreihundert verschiedenartige, durch einander kläffende und heulende Hunde, und etwa dreißig Strolche, die sie durch Zurufe anfeuern. „Was thust Du hier, Joinville?“ frage ich meinen Sohn. — „Ich lasse die Hunde vor mir tanzen.“ „Ihr Errathet, warum er all diese Gaukler kommen ließ? Zu keinem anderen Zwecke, als um jedem von ihnen einen Louis'dor für das Versprechen zu geben, daß die dreihundert gelehrten Hunde von Paris ferner nur für Fräulein von Pons ihre Künste zeigen würden.“

„Apropos,“ sagte Gaston, der zufolge seines unruhigen Charakters nicht gern lange bei einem und demselben Gegenstand blieb; „in Eurer Eigenschaft als Nachbarin müßt Ihr, theure Herzogin, doch wohl Nachrichten über das Befinden des Marquis Pisani haben. Die, welche mir Voiture gestern brachte, lauteten nicht allzuschlecht.“

„Ich ließ heute Morgen Erkundigungen einholen und erfuhr, daß die Aerzte nun glauben, für sein Leben einstehen zu können.“

„Wir werden bald neuere Mittheilungen erhalten,“ sagte der Herzog von Montmorency; „ich habe den Grafen von Moret am Thore des Hôtels Rambouillet abgesetzt; er ging dahin, um persönlich nach dem Marquis von Pisani zu fragen.“

„Wie, der Graf von Moret?“ rief Frau von Combalet; „man sagt doch, wenn ich nicht irre, daß ihn der Marquis habe tödten lassen wollen.“

„So ist es,“ entgegnete der Herzog, „aber der Graf wettete, daß dies ein Mißverständniß sei.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Diener meldete:

„Monseigneur, Anton von Bourbon, Graf von Moret.“

„Ah,“ rief der Herzog, „da ist er selbst; er wird Euch

die Geschichte besser als ich erzählen, denn ich stottere, wenn ich zwanzig Worte hintereinander sprechen soll."

Der Graf trat ein, und sofort wendeten sich Aller Blicke nach ihm; wir können nicht verschweigen, daß die der Damen mit besonderem Wohlgefallen auf seiner schönen Gestalt ruhten.

Da er der Prinzeß Marie noch nicht vorgestellt war, so wartete er an der Thür, bis der Herzog von Montmorency zu ihm trat, ihn bei der Hand nahm und ihn zu der Prinzeß führte.

Anmuthig verneigte er sich vor derselben, küßte ihre Hand, gab ihr in zwei Worten Nachricht von dem Befinden des Herzogs von Rethellois, den er auf seiner Durchreise in Mantua gesehen hatte, machte der Frau Herzogin von Longueville seine Aufwartung, hob das Sträußchen auf, das der Frau Combalet während der Bewegung entfallen war, die sie gemacht hatte, um ihn zu begrüßen, gab es ihr mit einigen Artigkeiten zurück und nahm, nachdem er sich noch ehrfurchtsvoll vor dem Prinzen Gaston verbeugt hatte, bescheiden einen Platz an der Seite Montmorency's ein.

Nachdem die Begrüßungsförmlichkeiten vorüber waren, sagte Montmorency zu dem Grafen:

„Man sprach gerade von Euch, Prinz, als Ihr eintratet."

„Ah bah," lachte der Graf, „bin ich denn wirklich eine so interessante Persönlichkeit, daß man sich in so guter Gesellschaft mit mir beschäftigt?"

„Ihr habt Recht, Monseigneur," sagte eine Frauenstimme; „ein Mann, den man ermorden will, weil er der Liebhaber Marion de Lorme's ist, verdient es nicht, daß man sich mit ihm beschäftige."

„O," sagte der Graf, „da höre ich eine Stimme, die mir sehr bekannt vorkömmt; ist es nicht die meiner lieben Cousine?"

„Ja, Meister Jacquelino,“ lachte Frau von Fargis, indem sie auf ihn zuging und ihm die Hand reichte.

Herr Graf von Moret drückte sie ihr und sagte leise:

„Ihr wißt wohl, daß ich Euch wiedersehen und sprechen muß; ich bin verliebt.“

„In mich?“

„Ein wenig; aber sehr stark in eine Andere.“

„Unverschämter! Wie nennt sie sich?“

„Ich weiß ihren Namen nicht.“

„Ist sie wenigstens hübsch?“

„Ich habe sie niemals gesehen.“

„Ist sie jung?“

„Sie muß es sein.“

„Woraus schließt Ihr das?“

„Aus ihrer Stimme, die ich gehört, aus ihrer Hand, die ich gedrückt, aus ihrem Athem, an dem ich mich berauscht habe.“

„Ah, mein Cousin, wie schön Ihr das Alles sagt!“

„Ich bin einundzwanzig Jahre alt, und ich spreche, wie ich fühle.“

„O Jugend, Jugend,“ rief Frau von Fargis, „unschätzbarer Diamant, der leider so bald, so bald erblindet!“

„Mein theurer Graf,“ sagte der Herzog, „Ihr begreift wohl, daß alle diese Damen eifersüchtig auf Eure Cousine sind, denn so nanntet Ihr, wie ich glaube, Frau von Fargis! Alle brennen vor Verlangen, zu erfahren, wie es kam, daß Ihr dem Manne einen Besuch machtet, der Euch ermorden lassen wollte.“

„Vor Allem daher,“ antwortete der Graf mit seiner liebenswürdigen Leichtfertigkeit, „weil, wenn ich es nicht schon bin, ich doch sicher eines Tages der Vetter der Frau von Rambouillet werde.“

„Durch wen?“ fragte der Herzog von Orleans, welcher darauf versessen war, alle Genealogien zu kennen, „erklärt uns das gefälligst, Graf Moret.“

„Nun, durch wen anders, als durch meine Cousine von Fargis, welche Herrn von Fargis d'Angenne, einen Vetter der Frau von Rambouillet, zum Manne hat."

„Wieso aber seid Ihr der Vetter dieser liebenswürdigen Fargis?"

„Das," antwortete der Graf von Moret, „ist unser Geheimniß, nicht wahr, Cousine Marina?"

„Ja, Vetter Jacquelino!" antwortete lachend und ihre schönen Zähne zeigend Frau von Fargis.

„Fahret in Euren Gründen fort, Graf!" sagte Jemand aus der Gesellschaft.

„Bevor ich noch zu den Verwandten der Marquise gehörte, war ich einer ihrer guten Freunde."

„Aber," warf Frau von Combalet ein, „ich habe Euch kaum ein- oder zweimal bei ihr gesehen."

„Das kömmt daher, daß sie mich bat, meine Besuche einzustellen."

„Warum das?" fragte Frau von Sablé.

„Weil der Herzog von Chevreuse eifersüchtig auf mich war."

„Aus welchem Grunde?"

„Wie Viele sind wir hier im Salon?"

„Ungefähr dreißig; ich überlasse es Jedem, tausendmal zu rathen, das machte also dreißigtausend."

„Unsere Mühe würde vergeblich sein," sagte Monsieur.

„Nun, wegen seiner Frau."

Ein ungeheueres Gelächter folgte dieser Erklärung des Grafen.

„Aber," rief Frau von Montbazon, welche fürchtete, man würde von ihrer Schwägerin zu ihr übergehen; „der Graf vollendet ja die Geschichte seiner beabsichtigten Ermordung nicht."

„Ah, Ventre St. Gris! sie ist sehr einfach. Würde ich Frau von Montagne compromittiren, wenn ich sagte, ich sei ihr Geliebter?"

„Gewiß nicht in höherem Grade als Frau von Chevreuse,“ sagte Frau von Sablé.

„Nun wohl! Der arme Pisani glaubte, daß Frau von Maugiron mich glücklich mache. Eine gewisse Unregelmäßigkeit in seiner Figur, deren er sich nur zu wohl bewußt ist, macht ihn mißtrauisch; gewisse Wahrheiten, die ihm sein Spiegel sagt, machen ihn reizbar. Statt mich auf den Kampfplatz zu rufen, wo ich sehr gern erschienen wäre, hat er einen Sbirren mit seiner Rache betraut. Er traf jedoch auf einen honetten Kerl, der ihm sein Begehren rundweg abschlug. Ihr seht, daß der Arme kein Glück hat. Er wollte dann den skrupulösen Sbirren tödten und fehlte ihn; er wollte dann Souscarrières tödten, der seinerseits ihn nicht fehlte, ihn im Gegentheile nur zu gut traf, und das ist die ganze Geschichte.“

„Nein, das ist nicht die ganze Geschichte,“ sagte Monsieur, „warum machtet Ihr dem Manne einen Besuch, der Euch umbringen lassen wollte?“

„Nun, weil er nicht zu mir kommen konnte. Ich bin eine gute Haut, Monseigneur; ich dachte, daß der arme Pisani vielleicht glauben könnte, ich trüge ihm einen Groll nach und daß ihn dies ängstigen möchte. Ich war also bei ihm, um ihm offenherzig die Hand zu drücken und ihm zu sagen, daß, wenn er, oder wer immer, sich in Zukunft über mich zu beklagen haben sollte, man mir einfach eine Herausforderung senden möge. Ich bin ein einfacher Edelmann und halte mich nicht für zu gut, Jedem Genugthuung zu geben, der sich von mir beleidigt glaubt; obwohl ich trachten werde, Niemand zu beleidigen.“

Ein beifälliges Gemurmel der Gesellschaft folgte auf diese zugleich sanft und fest gesprochenen Worte.

Kaum hatte der Graf von Moret zu sprechen aufgehört, als die Thür des Salons sich abermals öffnete und der Huissier meldete:

„Fräulein Isabella von Lautrec.“

In demselben Augenblicke, wo sie eintrat, konnte man hinter ihr einen Lakaien bemerken, der die Livrée des königlichen Hauses trug und sie begleitet zu haben schien.

Als der Graf von Moret das junge Mädchen bemerkte, empfand er ein fremdartiges Gefühl der Anziehung und machte unwillkürlich einen Schritt, um sich ihr zu nähern.

Sie trat zu der Prinzeß Marie, und sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigend sagte sie:

„Madame, ich habe Urlaub von Ihrer Majestät, um Eurer Hoheit einen Brief meines Vaters zu überbringen, welcher gute Nachrichten für Euch enthält, und ich benütze die Gelegenheit, um Euch den Ausdruck meiner Ergebenheit zugleich mit diesem Briefe zu Füßen zu legen."

Bei den ersten Worten, welche das Fräulein von Lautrec sprach, war der Graf von Moret bis ins innerste Herz erbebt, und die Hand der Fargis ergreifend und sie drückend, sagte er:

„Die ist es, welche ich liebe!"

II.

Isabella und Marina.

Wie der Graf von Moret, ohne sie gesehen zu haben, ohne sie zu kennen, geahnt hatte, war Isabella von Lautrec vollkommen schön, aber diese Schönheit war von der der Prinzeß Marie ganz verschieden.

Die Prinzeß Marie war brunett und hatte blaue Augen. Isabella von Lautrec war im Gegentheil blond, hatte aber Augen, Wimpern und Brauen schwarz wie die Fittiche des Raben. Ihre blendend weiße, fast durchsichtige Haut hatte die Zartheit des Rosenblattes; ihr etwas langer Hals bewegte sich anmuthig, seine weiße Händchen und eine wundervolle Taille harmonirten mit der Schönheit ihres Gesichtes.

Als sie sich vor der Prinzeß wieder verbeugen wollte, schloß diese sie in ihre Arme und küßte sie auf die Stirn.

„Gott behüte," sagte sie, „daß ich die Tochter eines der besten Diener meines Hauses, die mir eine gute Nachricht bringt, sich vor mir bücken ließe. Und nun, sehr theure Tochter meines Freundes, bitte ich Euch, mir zu sagen, ob Euer Vater die Nachrichten, die er Euch sendete, als für mich allein bestimmt bezeichnet, oder ob ich sie auch Denen, welche Uns lieben, mittheilen darf."

„Ihr werdet aus der Nachschrift ersehen, Madame, daß er durch den Gesandten Sr. Majestät, La Saludie, ermächtigt ist, die Neuigkeiten, die er berichtet, in Italien zu Jedermanns Kenntniß zu bringen, woraus folgt, daß Madame sie auch in Frankreich verbreiten können."

Die Prinzeß Marie warf einen fragenden Blick auf Frau von Combalet, welche durch ein bejahendes Kopfnicken die Wahrheit dessen, was die anmuthige Botin soeben gesagt, bestätigte.

Marie las den Brief zuerst leise.

Während sie las, wandte das junge Mädchen, welches bis jetzt nur Augen für die Prinzeß gehabt und die übrigen dreißig Personen, die im Salon versammelt waren, nur so zu sagen durch eine Wolke gesehen hatte, den Kopf nach der Gesellschaft um und wagte es, dieselbe mit ihren Blicken zu überfliegen.

Bei dem Grafen von Moret angelangt, kreuzte sich ihr Blick mit dem seinigen, und aus beiden sprang jener elektrische Funke, welcher die Herzen unterwirft, so daß Beide zugleich den Schlag austheilten und empfingen.

Isabella erbleichte und stützte sich auf den Fauteuil der Prinzeß.

Der Graf von Moret sah ihre Erregung und hatte dabei die Empfindung, als höre er die Engel im Himmel Gloria singen.

Als der Huissier sie angemeldet hatte, war ihr Namme

genannt worden. Sie gehörte also jener alten und berühmten Familie der Lautrec an, deren Geschichte eben so umfang- und thatenreich war, wie die manches fürstlichen Hauses.

Sie liebte noch nie! Bis jetzt hatte er dies nur gehofft, nun war er dessen gewiß.

Die Prinzeß Marie war mit dem Lesen ihres Briefes zu Ende gekommen.

„Meine Herren!“ sagte sie, „hier sind die Nachrichten, welche uns der Vater meiner theuren Isabella zukommen läßt. Er sah auf seiner Durchreise in Mantua Herrn von La Saludie, den außerordentlichen Gesandten Sr. Majestät bei den italienischen Mächten; Herr von La Saludie war beauftragt, dem Herzoge von Mantua und dem Senate von Venedig im Namen des Cardinals die Einnahme von La Rochelle zu notificiren. Außerdem hatte er zu erklären, daß Frankreich sich vorbereite, Casale zu erhalten und dem Herzoge Carl von Nevers den Besitz seiner Staaten zu sichern; in Turin hatte er den Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, im Namen seines königlichen Schwagers und des Cardinals aufgefordert, von seinen Unternehmungen bezüglich Montferrats abzustehen; er war beauftragt, dem Herzoge von Savoyen im Austausche die Stadt Trino und zwölftausend Thaler Renten in souveränen Ländereien anzubieten. Herr von Beautru ist mit denselben Aufträgen nach Spanien abgegangen, während Herr von Charnacé diese Mission in Oesterreich, Deutschland und Schweden zu erfüllen hat.“

„So?“ sagte Monsieur. „Ich hoffe doch, daß der Cardinal uns nicht mit den Protestanten alliiren wird.“

„Nun,“ sagte der Prinz, „wenn dies das einzige Mittel wäre, Wallenstein und seine Banditen in Deutschland zurückzuhalten, ich würde mich für meinen Theil nicht dagegen sträuben.“

„Das ist das hugenottische Blut, welches aus Euch redet, Prinz!“ sagte Gaston.

„Ich hätte geglaubt," bemerkte lachend der Prinz, „daß in den Adern Eurer Hoheit fast eben so viel hugenottisches Blut fließt, als in den meinen. Zwischen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé ist der einzige Unterschied, daß die Messe dem Einen ein Königreich und dem Anderen nichts eingetragen hat."

„Das ist einerlei, meine Herren!" sagte der Herzog von Montmorency; „wir haben hier eine große Neuigkeit gehört; hat man schon einen Entschluß gefaßt, welchem Generale die Armee anvertraut werden soll, die man nach Italien schickt?"

„Noch nicht," sagte Monsieur, „aber es ist wahrscheinlich, daß der Cardinal, der Euch, Herzog, euren Admiralsrang um eine Million abkaufte, um die Belagerung von La Rochelle nach seinem Sinne führen zu können, eine weitere Million, vielleicht auch zwei Millionen, opfern wird, um das Recht zu haben, den Feldzug in Italien in eigener Person zu befehligen."

„Gestehet nur, Monseigneur," sagte Frau von Combalet, „daß, wenn er ihn so befehliget, wie die Belagerung von La Rochelle, weder der König noch Frankreich sich zu beklagen haben werden, und daß Viele, die eine Million begehren, statt sie zu geben, sich nicht so glücklich aus der Affaire zu ziehen im Stande wären."

Gaston biß sich auf die Lippen; er war nicht einen Augenblick bei der Belagerung von La Rochelle erschienen, hatte sich aber fünfhunderttausend Francs für angebliche Ausrüstungskosten zahlen lassen.

„Ich hoffe, Monseigneur," sagte der Herzog von Guise, „daß Ihr Euch diese Gelegenheit, Eure Rechte geltend zu machen, nicht entschlüpfen lassen werdet."

„Wenn ich dabei sein werde," sagte Gaston, „sollt Ihr es auch sein; ich habe aus den Händen der Guise durch durch Fräulein von Montpensier so viel erhalten, daß ich glücklich sein werde, Euch beweisen zu können, daß ich kein

Undankbarer bin. Und auch Ihr, Herzog!" fuhr Gaston fort, indem er auf Montmorency zuging und ihm die Hand schüttelte. „Ich werde mich glücklich schätzen, die Gelegenheit zu ergreifen, um die vielen Ungerechtigkeiten, die an Euch begangen worden sind, einigermaßen gut zu machen. Unter den Waffentrophäen Eures Vaters befindet sich ein Connetableschwert, welches mir für die Hand des Sohnes nicht zu schwer zu sein scheint. Sollte es aber dazu kommen, Herzog, dann müsset Ihr auch mir den Gefallen thun, meinen lieben Vetter, den Grafen von Moret, unter Eurer Leitung seine ersten Waffenthaten ausführen zu lassen."

Der Graf von Moret verneigte sich, der Herzog aber, dessen Ehrgeiz durch die Worte Gaston's aufgestachelt war, sagte:

„Diese Worte, Hoheit, sind nicht in den Wind gesprochen, und wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, werden Eure Hoheit sich überzeugen, daß die Montmorency ein gutes Gedächtniß haben."

Durch eine Seitenthür des Salons trat in diesem Augenblicke ein Lakai ein und sagte der Herzogin von Langueville leise einige Worte, worauf diese sich erhob und durch dieselbe Thür den Salon verließ.

Die Männer bildeten um Monsieur eine Gruppe; die Gewißheit eines bevorstehenden Krieges — und diese Gewißheit hatte man soeben erhalten, denn man setzte voraus, daß der Savoyarde ebenso wenig von der Blokade Casale's ablassen, als der Spanier Montferrat aus der Hand geben werde — verlieh dem Herzoge von Orleans für den Augenblick eine große Wichtigkeit. Es war unmöglich, daß eine derartige Expedition ohne ihn unternommen werden konnte, und in diesem Falle mußte seine hohe Stellung ihm das Verfügungsrecht über irgend ein Commando verleihen.

Der Lakai trat wieder durch die Seitenthür ein, flüsterte der Prinzeß Marie einige Worte zu und diese verließ, ihm

folgend, den Salon durch dieselbe Thür, durch welche kurz vorher die Herzogin-Witwe hinausgegangen war.

Frau von Combalet, welche in der Nähe der Prinzeß saß, hatte aus dem Munde des Lakaien den Namen Bauthier gehört und dieser machte sie erbeben. Man erinnert sich wohl, daß Bauthier der Geheimsecretär nnd Rathgeber der Königin-Mutter war.

Fünf Minuten später forderte derselbe Lakai den Herzog Gaston von Orleans auf, sich zu der Herzogin von Longueville und der Prinzeß Marie zu begeben.

„Meine Herren," sagte dieser mit einer leichten Verneigung gegen Die, mit denen er soeben gesprochen hatte, „vergesset nicht, daß ich gar nichts bin, daß mein einziger Ehrgeiz darin besteht, der Ritter der liebenswürdigen Prinzeß Marie zu sein, und daß, da ich nichts bin, ich auch Niemandem etwas versprochen habe."

Mit diesen Worten ging er, den Hut auf dem Kopfe, tänzelnd und beide Hände in die Taschen seines Beinkleides steckend, wie dies seine Gewohnheit war.

Kaum war er hinausgegangen, als der Graf von Moret das allgemeine Erstaunen, welches das Verschwinden der drei bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Salon in der Gesellschaft hervorgerufen hatte, benützend, gerade auf Isabella von Lautrec zuschritt und zu dem erröthenden und befangenen Mädchen sagte:

„Mein Fräulein, haltet Euch fortan überzeugt, daß es in der Welt einen Menschen gibt, der in jener Nacht, wo er Euch begegnete, ohne Euch sehen zu können den Schwur that, Euch im Leben und im Tode anzugehören und der heute Abend, nachdem er Euch gesehen hat, diesen Schwur erneuert und daß dieser Mensch der Graf von Moret ist."

Ohne die Antwort des jungen, nun noch tiefer erröthenden, noch mehr befangenen Mädchens abzuwarten, grüßte er und verließ den Salon.

Als er durch einen dunklen Corridor schritt, der nach

dem Vorzimmer führte, das nach der Unsitte der damaligen Zeit ebenfalls schlecht erleuchtet war, fühlte er einen vollen, weichen Arm sich in den seinigen legen, dann streifte ein flammenheißer Athem seine Wangen und eine Stimme sagte im Tone des Vorwurfs:

„Also ist die arme Marina nun geopfert?“

Er erkannte die Stimme, aber noch besser diesen glühenden Athem, der ihn schon einmal in dem Gasthause „zum gefärbten Barte“ beinahe versengt hatte.

„Der Graf von Moret entschlüpft ihr,“ sagte er, sich zu der Sprecherin neigend, „aber —“

„Aber was?“ fragte die Dame, sich ihrerseits auf die Fußspitzen stellend, so daß trotz der Dunkelheit der junge Mann aus der Capuze zwei Augen hervorleuchten sehen konnte, die wie Diamanten glänzten, und eine weiße Zahnreihe ihm wie eine Perlenschnur entgegenblitzte.

„Aber,“ fuhr der Graf fort, „es bleibt ihr Jacquelino, und wenn sie sich mit ihm begnügt —“

„Sie wird sich mit ihm begnügen,“ lautete die Antwort.

Und der junge Mann fühlte auf seinen Lippen den hastigen und glühenden Kuß jener Liebe, welche die Alten, die für jedes Ding ein Wort, für jedes Gefühl einen Namen hatten, Eros nannten.

Während Anton von Bourbon, noch bebend unter dem Feuer dieses Kusses, das verführerische Weib umschlingen wollte, machte Marina, oder Frau von Fargis, behende ihren Arm aus dem seinigen los, eilte die wenigen Stufen des Vestibules hinab, schwang sich in eine Sänfte und rief den Trägern zu:

„Nach dem Louvre!“

„Meiner Treu!“ rief der Graf von Moret, nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte, „es gibt doch nur ein Frankreich für die Liebe. Man hat sie nach Auswahl. Vierzehn Tage ist es kaum, daß ich wieder hier bin, und schon

fühle ich mich an drei Personen gebunden, obwohl ich nur Eine davon liebe; aber Ventre St. Gris! Man ist nicht umsonst der Sohn Heinrich's IV., und hätte ich zehn Geliebte statt drei, ich würde nicht erschrecken."

Er rief die Träger seiner Sänfte und ließ sich nach dem Hôtel Montmorency bringen.

III.

In welchem Monseigneur Gaston, wie Carl IX., seine kleine Rolle spielt.

Als man die Herzogin-Witwe, die Prinzeß Marie und Monseigneur Gaston durch dieselbe Thür sich entfernen gesehen hatte, nachdem sie von demselben Diener gerufen worden waren, fiel der Rest der Gesellschaft natürlich auf den Gedanken, es möchte sich etwas Außerordentliches zugetragen haben, und sei es aus Discretion, sei es, daß die eilfte Stunde bereits vorüber war, man zog sich zurück, nachdem man noch einige Momente gewartet hatte.

Auch Frau von Combalet hatte den Saal verlassen, als der Lakai, welcher die Frau vom Hause aus dem Salon rief, sich in dem dunklen Corridor ihr näherte und mit leiser Stimme zu ihr sagte:

„Die Frau Herzogin-Witwe wird Euch sehr verbunden sein, Madame, wenn Ihr das Hôtel nicht verlasset, bevor sie noch einmal die Ehre gehabt hat, Euch zu sehen."

Und zugleich öffnete er die Thür eines kleinen Boudoirs, wo sie allein und ungestört warten konnte.

Frau von Combalet hatte sich nicht getäuscht, als sie den Namen Vauthier aussprechen zu hören glaubte.

Vauthier war in der That an die Frau von Longueville abgesendet worden, um ihr zu sagen, daß die Königin-Mutter es nicht gern sehen würde, wenn die zwei oder drei

Besuche, die Gaston bereits der Prinzeß Marie gemacht, sich regelmäßig und häufig wiederholten.

Die Herzogin von Longueville hatte ihre Nichte zu sich kommen lassen, um ihr Mittheilungen über diese Botschaft der Königin-Mutter zu machen.

Die Prinzeß Marie, ein freimüthiger und loyaler Charakter, machte sofort den Vorschlag, den Prinzen holen zu lassen und von ihm eine Erklärung zu verlangen. Vauthier wollte sich zurückziehen, aber die Herzogin und die Prinzeß verlangten, daß er bleibe und in Gegenwart des Prinzen die Worte seiner Botschaft wiederhole.

Man hat gesehen, daß auch der Prinz dieser Aufforderung Folge leistete und den Salon verließ.

Geführt durch den Lakaien, trat er in das Cabinet, wo er erwartet wurde.

Als er Vauthier gewahrte, überflog ein scheinbarer oder wirklicher Ausdruck des Erstaunens seine Züge und auf ihn zuschreitend fragte er ihn in hartem Tone:

„Was thut Ihr hier, Vauthier, und wer hat Euch hierhergesendet?“

Ohne Zweifel wußte Vauthier, daß von Seite der Königin-Mutter der Unwille über das sich anknüpfende Verhältniß zwischen Gaston und Marie blos ein erheucheltes war, denn er hatte ja geholfen, den darauf bezüglichen Rath des Herzogs von Savoyen lesbar zu machen, aber er wußte nicht, in wie weit Gaston auf diesen herbeigezogenen Streit eingehen werde, der in den Augen Aller einen Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn zu bewirken geeignet war.

„Monseigneur,“ antwortete er daher, „ich bin nichts als der ergebene Diener der Königin, Eurer erhabenen Mutter, und in Folge dessen gezwungen, ihre Befehle auszuführen. Nun, ich kam auf ihren Befehl hierher, um die Frau Herzogin-Witwe von Longueville und die Prinzeß von Gonzaga zu bitten, sie mögen eine Liebe nicht ermuthigen, die

sowohl den Absichten meiner Herrin, als denen des Königs, zuwiderlaufen würde."

„Ihr hört, Monseigneur; in einem auf diese Weise ausgesprochenen Wunsche liegt fast eine Anklage. Wir erwarten daher von Eurer Loyalität, Hoheit, daß Ihro Majestät, die Königin, sowohl über die Ursache Eurer Besuche, als über den Zweck derselben genügend aufgeklärt werde."

„Vauthier," sagte der Herzog in jenem hochmüthigen, barschen Tone, den er bei Gelegenheit anzunehmen wußte und den er eigentlich weit öfter annahm, als es die Gelegenheit rechtfertigte, „Ihr seid mit den wichtigen Ereignissen, die sich seit Beginn des Jahrhunderts an unserem Hofe zugetragen haben, zu sehr bekannt, um den Tag und das Jahr meiner Geburt nicht zu wissen."

„Gott behüte mich vor einer solchen Unkenntniß, Monseigneur! Euere Hoheit wurden am 25. April des Jahres 1608 geboren."

„Nun wohl, mein Herr, wir zählen heute den 13. December des Jahres 1628, das will sagen, daß ich am heutigen Tage zwanzig Jahre, sieben Monate und neunzehn Tage alt bin. Ich bin also schon seit sieben Jahren, sieben Monaten und neunzehn Tagen der Vormundschaft der Weiber ledig; außerdem bin ich bereits ein erstes Mal wider meinen Willen verheiratet worden. Ich bin reich genug, um eine Frau zu bereichern, wenn sie arm wäre, vornehm genug, um sie zu adeln, wenn sie es nicht sein sollte, und da Staatsgründe mit einem jüngeren Sohne nicht leicht in Zusammenhang zu bringen sind, habe ich die Absicht, mich ein zweites Mal nach meinem Willen und nach meinem Geschmacke zu vermälen."

„Monseigneur," sagten zugleich Frau von Longueville und ihre Nichte, „Ihr werdet schon aus Rücksicht für uns nicht verlangen, daß Herr Vauthier Ihrer Majestät, der Königin-Mutter, eine solche Antwort überbringe."

„Herr Vauthier mag, wenn es ihm beliebt, sagen, ich habe gar nicht geantwortet und in diesem Falle werde ich,

sobald ich in den Louvre zurückkehre, selbst meiner Mutter antworten."

Und er machte gegen Vauthier eine verabschiedende Handbewegung; Vauthier neigte das Haupt und gehorchte.

„Monseigneur ...." begann Frau von Longueville —

Aber Gaston unterbrach sie.

„Madame, seit mehreren Monaten, oder besser gesagt, seitdem ich sie gesehen habe, liebe ich die Prinzeß Marie. Die Achtung, die ich sowohl vor ihr, als auch vor Euch, theure Herzogin, habe, hätten mich wahrscheinlich verhindert, mich vor der vollständigen Erreichung meines einundzwanzigsten Lebensjahres zu erklären, denn was die Prinzeß betrifft, so kann sie, da sie glücklicherweise kaum sechzehn Jahre zählt, noch warten; aber da von einer Seite das Uebelwollen meiner Mutter mich von ihr zu entfernen trachtet, da andererseits die leidige Politik verlangt, daß Die, welche ich liebe, irgend einen kleinen italienischen Fürsten heiratet, so will ich sofort zu Ihrer Hoheit sprechen. Prinzeß Marie, meine rothen Backen machen mich nicht zu jener Galanterie fähig, welche heutzutage Mode ist, das heißt, den Kranken zu spielen, blaß auszusehen und stets zu einer Ohnmacht bereit zu sein: aber ich liebe Euch darum nicht minder; es ist daher an Euch, über mein Anerbieten nachzudenken, denn Ihr begreift es wohl, in diesem Falle ist das Anerbieten meines Herzens auch das meiner Hand. Wählt also zwischen dem Herzoge von Rethellois und mir, zwischen Mantua und Paris, zwischen einem kleinen italienischen Fürsten und dem Bruder des Königs von Frankreich."

„O, Monseigneur," sagte Frau von Longueville, „wenn Ihr Herr Eurer Handlungen wäret, wie ein einfacher Edelmann, wenn Ihr nicht vom Könige — vom Cardinal, von der Königin, abhinget!"

„Vom Könige? Madame, es ist wahr, ich hänge vom Könige ab, aber es wird meine Sorge sein, von ihm die Er-

laubniß für diese Heirat zu erhalten, und ich werde Alles daransetzen; was aber den Cardinal und die Königin betrifft, so sind sie es im Gegentheile, die bald von mir abhängen dürften."

„Wie das, Monseigneur?" fragten zugleich die beiden Damen.

„Mein Gott, das will ich mit zwei Worten erklären," sagte Gaston, eine arglose Freimüthigkeit affectirend; „da mein Bruder, Ludwig XIII., nach einer dreizehnjährigen Ehe keine Kinder hat, so wird er deren wahrscheinlich auch niemals bekommen. Ihr wißt übrigens, wie es um seine Gesundheit steht, und es kann wohl nicht fehlen, daß er mir eines Tages den Thron Frankreichs als Erbtheil hinterläßt."

„Ihr glaubt also, Monseigneur," fragte Frau von Longueville, „daß der Tod Sr. Majestät nahebevorstehend sei?"

Die Prinzeß Marie antwortete nicht, aber da ihr Herz, welches für Niemand schlug, dem Ehrgeiz gestattete, Einfluß auf ihre Gedanken zu üben, verlor sie kein Wort von dem, was Monsieur sagte.

„Bouvard betrachtet ihn als einen verlorenen Mann," gab dieser auf die Frage der Herzogin zur Antwort, „und wundert sich, daß er noch lebt; aber über diesen Punct sind die Auguren mit ihm in Uebereinstimmung."

„Die Auguren?" fragte Frau von Longueville.

Marie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

„Meine Mutter hat den ersten Astrologen Italiens, Fabroni, befragt und er sagte voraus, daß mein Bruder der Welt Valet sagen würde, bevor die Sonne im Jahre 1630 das Zeichen des Krebses durchlaufen habe; Fabroni gibt ihm also noch achtzehn Monate Zeit zum Leben. Dasselbe wurde mir und mehreren meiner Diener von einem Arzte, Namens Duval, gesagt. Dem Letzteren ist die Voraussagung schlecht bekommen, denn als der Cardinal vernahm, daß er dem Könige das Horoscop gestellt habe, ließ er ihn verhaften und zu den Galeeren verurtheilen, in Anwendung eines alt-

römischen Gesetzes, welches verbietet, sich mit der Erforschung der ferneren Lebenszeit der Könige abzugeben. Meine Mutter, Madame, weiß dies Alles, meine Mutter erwartet, sowie die Königin und ich, den Tod ihres ältesten Sohnes; und um mich einst zu beeinflussen, wie sie jetzt meinen Bruder beeinflußt, will sie mich mit einer toscanischen Prinzessin verheiraten, die ihr für die Krone erkenntlich sein müßte. Aber es soll nicht so weit kommen, das schwöre ich zu Gott; ich liebe Euch, und im Falle Ihr nicht eine unüberwindliche Abneigung gegen mich habet, werdet Ihr meine Gattin."

„Aber," fragte die Herzogin, „haben Eure Hoheit keine Idee, wie der Cardinal über diese Heirat denken wird?"

„Beunruhigt Euch nicht des Cardinals wegen; wir werden ihn auf unserer Seite haben."

„Und wie das?"

„In diesem Puncte," sagte Gaston, „müsset Ihr mir ein wenig behilflich sein."

„Auf welche Art?"

„Der Graf von Soissons hat seine Verbannung bereits herzlich satt; ist es nicht so?"

„Er verzweifelt darüber; aber es ist in diesem Puncte von Herrn von Richelieu nichts zu erlangen."

„Gut; und wenn er seine Nichte heiraten würde?"

„Frau von Combalet?"

Die beiden Damen blickten einander an.

„Der Cardinal wird, um sich mit dem königlichen Hause zu verbinden, Alles bewilligen, was man von ihm verlangt."

Die beiden Damen sahen einander wieder an.

„Ist das, was Monseigneur da sagen, ernst gemeint?" fragte Frau von Longueville.

„Man kann nicht mit größerem Ernste sprechen."

„Ich würde in diesem Falle mit meiner Tochter reden, welche auf ihren Bruder großen Einfluß hat."

„Sprecht mit ihr davon, Madame."

Dann sich zur Prinzeß Marie wendend, sagte Gaston:

„Alles das aber, Prinzeß, ist nur ein vergeblicher und eitler Plan, wenn in diesem Complot Euer Herz nicht zum Mitschuldigen des meinen wird."

„Eure Hoheit wissen, daß ich die Braut des Herzogs von Rethellois bin," sagte die Prinzeß Marie; „ich kann für meine Person nichts gegen die Kette thun, die mich fesselt und am Reden verhindert; aber an dem Tage, wo diese Kette gebrochen und mein Wort frei sein wird, sollen Euere Hoheit sich über meine Antwort nicht zu beklagen haben."

Die Prinzeß machte eine Verbeugung und schickte sich an, das Gemach zu verlassen, aber Gaston ergriff lebhaft ihre Hand und drückte einen feurigen Kuß darauf.

„Ihr habt mich zum glücklichsten der Menschen gemacht," sagte er, „und ich wage es nun, nicht mehr an dem guten Ausgange eines Planes zu zweifeln, in den mein Lebensglück verwebt ist."

Und während die Prinzeß sich durch die eine Thür entfernte, stürmte der Prinz durch die andere hinaus, wie ein Mensch, der die frische Luft braucht, um in derselben seine Leidenschaft abzukühlen.

Frau von Longueville, welche sich erinnerte, daß sie Frau von Combalet hatte bitten lassen, auf sie zu warten, stieß eine dritte Thür auf, welche, da sie nur angelehnt war, dem ersten Drucke wich, und hätte beinahe einen Schreckensruf ausgestoßen, als sie sich Auge in Auge mit der Nichte des Cardinals befand, die der Diener unvorsichtiger Weise in ein Boudoir geführt hatte, welches an das Gemach stieß, in dem die Unterredung mit dem Herzoge von Orleans stattfand.

„Madame," sagte schnell gefaßt die Herzogin, „da wir den Cardinal als unseren Freund und Beschützer kennen und nichts thun wollen, was ihm ein Geheimniß bleiben oder unangenehm sein könnte, habe ich Euch bitten lassen, das Ende einer Erklärung zwischen uns und der Königin-Mutter abzuwarten, einer Erklärung, welche durch die zwei Besuche her-

vorgerufen wurde, mit denen Se. königliche Hoheit, Monsieur, uns beehrte."

„Ich danke, liebe Herzogin," sagte Frau von Combalet, „und bitte Euch, zu glauben, daß ich die zarte Aufmerksamkeit anerkenne, mit der Ihr mir die Thür dieses Cabinets öffnen ließet, damit ich kein Wort von der stattgehabten Unterredung verliere."

„Ihr habt auch," fragte die Herzogin mit einigem Zögern, „jene Stelle des Gespräches gehört, welche Euch berührt? Was mich anbelangt, so würde ich, abgesehen von der Ehre, meine Nichte als Herzogin von Orleans, Schwägerin des Königs, vielleicht auch Königin, zu wissen, sehr glücklich sein, Euch in unsere Familie eintreten zu sehen, und ich werde in dieser Beziehung meinen ganzen Einfluß auf den Grafen von Soissons aufbieten, obgleich ich sehr zweifle, daß es dieses Einflusses bedürfen wird."

„Ich danke, Frau Herzogin," erwiderte Frau von Combalet; „ich weiß die Ehre, die es für mich sein würde, die Gattin eines Prinzen von Geblüt zu werden, in ihrem ganzen Umfange zu schätzen, allein ich that, als ich mein Witwenkleid anlegte, zwei Gelübde: das eine, mich nie mehr zu verheiraten; das zweite, mich ganz meinem Oheim zu weihen; ich werde meine Gelübde halten, ohne etwas Anderes zu bedauern, als daß durch denselben der Plan Monsieurs scheitern muß."

Und sie nahm mit ihrem gewinnendsten Lächeln von der ehrgeizigen Herzogin Abschied, welche es nicht begreifen konnte, daß irgend ein Gelübde schwer genug sein könne, um der Aussicht: Gräfin von Soissons zu werden, das Gleichgewicht zu halten.

IV.

Eva und die Schlange.

„Nach dem Louvre!“ hatte, wie man sich erinnern wird, Frau von Fargis gerufen, als sie in die Sänfte gestiegen war, und die Träger setzten sie, diesem Befehle gehorchend, am Fuße der Diensttreppe des Palastes ab, welche zugleich zu den Zimmern des Königs und der Königin führte, und dann geöffnet wurde, wenn man die große Freitreppe schloß, das heißt, um zehn Uhr Abends.

Frau von Fargis trat an diesem Abend ihre Dienstwoche bei der Königin an.

Diese liebte sie sehr, so wie sie Frau von Chevreuse geliebt hatte und noch liebte, aber auf diese Letztere, welche sich durch eine Menge Unklugheiten bekannt gemacht hatte, richteten der König und der Cardinal ein wachsames Auge. Diese ewige Lacherin war dem Könige Ludwig XIII., der, selbst mit Einschluß seiner Kindheit, nicht zehn Mal in seinem Leben gelacht haben mochte, antipathisch. Als man Frau von Chevreuse in die Verbannung geschickt hatte, brachte man an ihre Stelle Frau von Fargis, die noch viel gefälliger gegen ihre Gebieterin war, als Frau von Chevreuse. Sie war hübsch, glühend, schamlos, und dazu ganz geeignet, durch ihr Beispiel die Königin zu allerhand Galanterien anzuspornen. Was ihr den einflußreichen Posten bei der Königin verschafft hatte, war die Stellung ihres Gatten, des Herrn Fargis d'Angennes, welcher ein Vetter der Marquise Rambouillet und französischer Gesandter in Madrid war; vor Allem hatte der Umstand ihrem Ehrgeize gedient, daß sie drei Jahre bei den Carmeliterinnen in der Rue St. Jacques zugebracht und daselbst die Bekanntschaft der Frau von Combalet gemacht hatte, welche sie dem Cardinal warm empfahl.

Die Königin wartete mit Ungeduld. Diese nach Aben-

teuern lüsterne Frau, welche noch immer Buckingham beweinte, sehnte sich gleichwohl, wenn nicht nach neuen Liebschaften, so doch nach neuen Aufregungen. Dieses Herz von 26 Jahren, in welchem der König nie den ersten Platz einzunehmen gestrebt hatte, schmachtete in Ermanglung einer wirklichen Leidenschaft nach einer Scheinliebe, und glich jenen, an hohen Thürmen aufgehängten Aeolsharfen, denen jeder Lufthauch einen Freudenton, eine Klage, oder auch nur eine unbestimmte Vibration entlockt.

Ihre Zukunft war nicht lachender, als ihre Vergangenheit. Dieser gallsüchtige König, dieser trübsinnige Gebieter, dieser Gatte ohne Begierden, mußte ihr noch willkommen sein, denn das glücklichste Loos, welches sie in der Stunde seines so nahebevorstehenden und von Allen erwarteten Todes treffen konnte, war, daß sie die Gattin Gaston's von Orleans wurde, dieses Prinzen, welcher sieben Jahre jünger war, als sie, und sie nur in dem Glauben erhielt, er werde, im Falle Ludwig XIII. sterbe, sie heiraten, damit sie nicht in einem Anfalle von Verzweiflung oder Liebe ein Mittel ergreife, welches ihn auf immer vom Throne Frankreichs entfernen, und sie zur Regentin machen mußte.

Es gab in der Stunde nach dem Tode des Königs in der That nur drei Alternativen für sie: Gaston zu heiraten, Regentin zu werden, oder sich nach Spanien zurückschicken zu lassen.

Traurig und einsam saß sie in einem an ihr Empfangszimmer stoßenden Cabinet, in welches nur ihre Vertrautesten und die Damen vom Dienst Zutritt hatten, und las mehr mit den Augen als mit den Gedanken in einem Buche von Guilham de Castro, welches sie von dem spanischen Gesandten Mirabel erhalten hatte, und welches „die Jugend des Cid" betitelt war.

An der Art, an die Thür zu klopfen, erkannte sie Frau von Fargis, und das Buch, welches einige Jahre später

einen großen Einfluß auf ihr Leben üben sollte, weit von sich wegwerfend, rief sie in fröhlichem Tone:

„Du kannst eintreten!"

So ermuthigt trat die Fargis nicht einfach ein, sondern sie stürmte in das Cabinet und sank zu den Füßen Anna's von Oesterreich nieder, deren schöne Hände sie mit einer Leidenschaftlichkeit küßte, über welche die Königin lächelte.

„Weißt Du, meine liebe Fargis," sagte sie, „daß ich zu glauben anfange, Du bist ein verkleideter Liebhaber, und wirst eines Tages, wenn Du Dich von meiner Freundschaft genügend überzeugt hast, deine Verkleidung plötzlich abwerfen?"

„Und wenn dies wäre, meine schöne Majestät, würdet Ihr darüber sehr ungehalten sein?"

„O ja; sehr ungehalten, denn ich wäre in diesem Falle gezwungen, zu schellen und Dich fortweisen zu lassen, so daß ich Dich nicht mehr sehen könnte, was mir einen großen Schmerz verursachen würde, denn außer der Chevreuse bist Du die Einzige, die mich zerstreut."

„Mein Gott, was ist doch die Tugend für eine barbarische und unnatürliche Sache, da sie stets das Resultat hat, Herzen, die einander lieben, zu trennen, und wie viel näher stehe ich mit meinen nachsichtigen Anschauungen dem Geiste und dem Willen Gottes, als die Heuchler, welche in jeder Galanterie, in jedem Complimente eine Versündigung sehen."

„Weißt Du, Fargis, daß es schon acht Tage ist, seit ich Dich zum letzten Male gesehen habe?"

„Mir, Majestät, schienen diese acht Tage acht Jahrhunderte zu sein."

„Und was hast Du während dieser achthundert Jahre gemacht?"

„Nicht viel Gutes, Majestät! Ich war, wie ich glaube, verliebt."

„Wie, Du glaubst?"

„Ja!"

„Mein Gott, wie närrisch Du solche Dinge sagst. Man thut besser, Dir bei dem ersten Worte den Mund mit der Hand zu verschließen."

„Mögen Eure Majestät es versuchen, und Ihr werdet sehen, wie Eure Hand aufgenommen wird."

Anna legte ihr lachend die Hand auf ihre schwellenden Lippen, welche diese Hand mit Küssen bedeckten.

Die Königin zog rasch ihre Hand zurück.

„Das Feuer deiner Küsse macht mich zittern," sagte sie, „Du theilst mir dein Fieber mit. Und in wen bist Du verliebt?"

„In einen Traum."

„Wie, in einen Traum?"

„Nun, ist es etwa nicht ein Traum, in unserem Jahrhunderte der Vendôme's, der Condé's, der Grammont's einen jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren zu finden, der schön, reich, vornehm und verliebt ist?"

„In Dich?"

„In mich? Möglicherweise ja! Er liebt jedoch eine Andere!"

„In der That, Du bist toll, Fargis, und ich verstehe nichts von dem, was Du mir da sagst."

„Ich glaube es wohl; Eure Majestät sind eine wahre Nonne."

„Und Du? Was bist denn Du? Bist Du nicht vor Kurzem von den Carmeliterinnen ausgetreten?"

„Zugleich mit Frau von Combalet."

„Du sagtest also, Du seiest in einen Traum verliebt?"

„Ja, und Euer Majestät kennen sogar meinen Traum."

„Ich?"

„Wenn ich daran denke, daß ich für diese Sünde verdammt werden sollte, so hätte ich mein Seelenheil eigentlich für Euer Majestät eingebüßt."

„O, meine arme Fargis, Du wirst dieses Seelenheil etwas leichtsinnig auf's Spiel gesetzt haben."

„Sollten Euer Majestät ihn etwa nicht hübsch finden?"

„Wen?"

„Unseren Boten, den Grafen von Moret."

„Der Graf von Moret ist in der That ein Mensch, der auf mich den Eindruck eines vollendeten Cavaliers gemacht hat."

„Ach, meine theure Königin, wenn alle Söhne Heinrich's IV. ihm glichen! Dann würde ich dafür bürgen, daß es dem Throne Frankreichs nicht an einem unmittelbaren Erben fehlte, wie jetzt."

„Was den Erben betrifft," sagte die Königin gedankenvoll, „so muß ich Dir doch den Brief zeigen, den er mir gegeben hat. Er ist von meinem Bruder, Philipp IV., und dieser gibt mir darin einen Rath; aber ich verstehe ihn nicht recht."

„So werde ich Euch das erklären. Es gibt wirklich nur wenige Dinge, die mir unklar sind."

„Sibylle!" sagte die Königin und sah ihre Vertraute mit einem lächelnden Blicke an, welcher zu sagen schien, daß sie an ihrem Scharfsinne nicht zweifelte.

Dann machte sie mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit eine Bewegung, als wollte sie sich erheben.

„Kann ich Eurer Majestät irgend eine Mühe ersparen?" fragte Frau von Fargis.

„Nein, nur ich allein kenne das Geheimniß des Faches, in welchem ich den Brief aufbewahre."

Dann ging sie zu einem kleinen Schranke, den sie öffnete wie jedes andere Möbel. Sie zog ein Fach heraus, ließ eine geheime Feder spielen und nahm aus dem doppelten Boden die Abschrift der Depesche, welche der Graf von Moret ihr überbracht hatte und welche — wie man sich erinnern wird — außer dem sichtbaren Briefe des Don Gonsalez von Cordova auch noch einen andern enthielt, der nur von der Königin allein gelesen werden sollte.

Mit diesem Briefe in der Hand kehrte sie dann zu ihrem Platze auf dem Divan zurück.

„Setze Dich hier zu mir her,“ sagte sie, indem sie auf den Platz an ihrer Seite deutete.

„Wie! Auf demselben Sitze mit Eurer Majestät?“.

„Ja! Wir müssen leise miteinander sprechen.“

Frau von Fargis richtete die Augen auf das Papier, welches die Königin in der Hand hielt.

„Ich höre,“ sagte sie, „und ich bin aufmerksam. — Was enthalten zunächst diese drei oder vier Zeilen hier?“

„Nichts; sie rathen mir nur, deinen Mann so lange als möglich in Spanien zu erhalten.“

„Nichts! Das nennen Eure Majestät nichts? Das ist im Gegentheil höchst wichtig. Ja, ohne Zweifel muß Herr von Fargis so lange als möglich in Spanien bleiben! Zehn Jahre, zwanzig Jahre; — immer! O, das ist ein Mann, der einen guten Rath ertheilt. Lasset jetzt hören, ob der andere Rath eben so gut ist. Ich erkläre, daß Eure Majestät den König Salomon selbst zum Rathgeber haben. Schnell! Schnell! Schnell!“

„Kannst Du denn selbst bei den wichtigsten Dingen nie ernsthaft sein?“

Dabei zuckte die Königin leise die Achseln.

„Höre jetzt, was mir mein Bruder, Philipp IV., sagt.“

„Das, was Eure Majestät nicht recht verstehen?“

„Was ich gar nicht verstehe, Fargis,“ entgegnete die Königin mit einem meisterhaft gespielten Scheine der Unschuld.

„Lasset das hören!“

„Meine Schwester,“ las die Königin, „ich kenne durch unsern guten Freund, den Herrn von Fargis, den Plan, welcher Dir für den Fall von dem Tode König Ludwig's XIII., zum Gemal dessen Bruder und Thronfolger, Gaston von Orleans, verspricht.“

„Ein häßlicher Plan!“ unterbrach Frau von Fargis die Königin; „vielleicht eben so schlimm, oder sogar noch schlimmer, anzunehmen als zurückzuweisen.“

„Warte doch,“ sagte die Königin und fuhr fort: „Noch besser aber wäre es, wenn Du Dich zur Zeit dieses Todes in guter Hoffnung befändest.“

„Ja wohl,“ flüsterte Frau von Fargis; „das wäre viel besser, als alles Andere.“

„Die Königinnen von Frankreich,“ las Anna von Oesterreich weiter, indem sie sich stellte, als suchte sie den Sinn der Worte zu ergründen, „haben vor ihren Gatten einen großen Vorzug voraus: Sie können ohne ihren Gemal einem Dauphin das Leben geben; die Könige können das aber nicht ohne ihre Gemalinnen.“

„Ist es das, was Eure Majestät durchaus nicht verstehen?“

„Oder es erscheint mir wenigstens unausführbar, meine gute Fargis.“

„Welch' ein Unglück,“ entgegnete Frau von Fargis, indem sie die Augen zum Himmel richtete, „es mit solchen Umständen zu thun zu haben, wenn es sich nicht nur um das Glück einer großen Königin handelt, sondern auch um das Wohl eines großen Volkes! Welch' ein Unglück, einer allzu tugendhaften Frau dienen zu sollen.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich will sagen, wenn Ihr in den Gärten von Amiens das gethan hättet, was ich an Eurer Stelle gethan haben würde, da es sich um einen Mann handelte, der Eure Majestät mehr liebte, als sein Leben, welches er für Euch opferte, — das heißt, wenn Ihr, statt Laporte oder Pulanges herbeizurufen, gar nicht gerufen hättet —“

„Nun —?“

„Nun, dann würde Euer Bruder jetzt den Rath nicht nöthig haben, den er Euch ertheilt und der so schwer herbei-

zuschaffende Dauphin würde dann vielleicht schon vorhanden sein."

„Aber das wäre ein doppeltes Verbrechen gewesen!"

„Wie können Eure Majestät zwei Verbrechen in einer Handlung erblicken, zu der Euch ein großer König räth, der noch überdies wegen seiner Frömmigkeit bekannt ist."

„Ich hätte zunächst meinen Gemal betrogen und außerdem den Sohn eines Engländers auf den französischen Thron gesetzt."

„Seinen Ehemann zu betrügen ist in allen Ländern eine sehr verzeihliche Sünde und Eure Majestät haben nur nöthig, umherzublicken, um sich zu überzeugen, daß dies die Ansicht der Mehrzahl aller Eurer Unterthanen, oder wenigstens Euer Unterthaninnen ist. Aber einen Mann zu betrügen, wie der König Ludwig XIII., der gar kein Ehemann ist, oder doch nur so wenig, daß es nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen, das ist nicht nur eine verzeihliche Sünde, sondern sogar eine löbliche Handlung."

„Fargis!"

„O, Ihr wißt das wohl, und im Grunde Eures Herzens werdet Ihr Euch den unglückseligen Schrei zum Vorwurf gemacht haben, der ein so großes Aergerniß verursachte, während Euer Schweigen alle Welt zufriedengestellt haben würde."

„Leider!"

„Das ist also mein Urtheil über die erste Frage und das „leider!" Eurer Majestät spricht meiner Ansicht gewonnenes Spiel. Es bleibt nun noch die zweite Frage zu erörtern und dabei bin ich gezwungen, Eurer Majestät vollkommen Recht zu geben."

„Siehst Du wohl?"

„Aber nehmen wir an, daß Ihr, statt es mit einem Engländer zu thun zu haben, der zwar ein sehr liebenswürdiger Mann, aber von einem fremden Stamme war, — nehmen wir an, daß ein anderer Mann, nicht weniger lie-

benswürdig, wie er," die Königin stieß einen Seufzer aus, „aber von französischem Blut — ja, noch besser, ein Mann von königlichem Stamme — ein echter Sohn Heinrich's IV., Euch gegenübergestanden hätte, während der König Ludwig XIII. durch seine Neigungen, seine Gewohnheiten, seinen Charakter auf mich immer die Wirkung macht, als stammte er von einem gewissen Virginio Orsini ab —"

„Auch Du, Fargis, glaubst an diese Verleumdungen?"

„Wenn es Verleumdungen sind, so rühren sie jedenfalls von dem Vaterlande Eurer Majestät her. — Nehmen wir nun endlich an, der Graf von Moret hätte sich an der Stelle des Herzogs von Buckingham befunden, glaubt Ihr, daß das Verbrechen dann auch so groß gewesen wäre, oder würde nicht im Gegentheil die Vorsehung sich seiner bedient haben, um das echte Blut Heinrichs IV. wieder auf den Thron von Frankreich zu bringen?"

„Aber, Fargis, ich liebe den Grafen von Moret nicht!"

„Nun wohl, Eure Majestät, so läge darin die Büßung der Sünde, weil dabei ein Opfer Statt fände, und weil Ihr Euch in diesem Falle mehr dem Ruhme und dem Wohle Frankreichs opfertet, als daß Ihr in Eurem eigenen Interesse handeltet."

„Fargis, ich begreife nicht, wie eine Frau einen andern Mann, als ihren Gatten, erhören kann, ohne vor Scham zu sterben, wenn sie sich das erste Mal diesem Manne bei hellem Tageslichte gegenüber erblickt."

„Ach, Madame," rief die Fargis, „wenn alle Frauen so dächten, wie Eure Majestät, wie viele Männer würde man dann um ihre Frauen trauern sehen, ohne daß sie wüßten, an welcher Krankheit ihre Frauen gestorben sind! Nun ja, ehedem hat man wohl dergleichen erlebt, aber seit der Erfindung der Fächer sind solche Ereignisse viel seltener geworden."

„Fargis! Fargis! Du bist die unmoralischeste Person von der Welt und ich weiß wahrlich nicht, ob selbst die Chevreuse so verdorben ist, wie Du es bist. Aber in wen ist denn dein Traum verliebt?"

„In Euren Schützling, Isabella."

„In Isabella von Lautrec? die ihn neulich Abend zu mir geführt hat? Aber wo sah er sie denn?"

„Er hatte sie damals noch nicht gesehen. Die Liebe entstand, indem er auf den finsteren Corridors und in den schwarzen Cabinets mit ihr Blindekuh spielte."

„Der arme Mensch! Seine Liebe wird nicht vorwärtskommen. Ich glaube, es ist ein Vertrag zwischen dem Vater Isabellens und einem gewissen Vicomte von Pontis geschlossen. Indeß werden wir von dem Allen wieder sprechen, Fargis. Ich wünsche den Dienst zu vergelten, den er mir geleistet hat."

„Und auch den, welchen er Euch noch leisten wird."

„Fargis!"

„Madame?"

„Wahrlich, sie antwortet mit einer Ruhe, als ob sie nicht die abscheulichsten Dinge sagte! Fargis, hilf mir, mich zu Bett legen, meine Tochter. O mein Gott, welche unvernünftige Träume wirst Du mir mit allen deinen Erzählungen verursachen!"

Die Königin erhob sich, ging noch nachlässiger und noch schmachtender, wie gewöhnlich, nach ihrem Schlafzimmer und stützte sich dabei auf die Schulter ihrer Rathgeberin Fargis, die man vieler Dinge beschuldigen konnte, zuverlässig aber nicht des Egoismus in der Liebe.

V.

In welchem der Cardinal das Privilegium, welches er Souscarriéres gegeben, zu seinem Vortheile benützt.

Vorbereitet durch das von Rossignol aufgefundene und dechiffrirte Schriftstück, hatte der Cardinal in der Scene, welche bei der Herzogin von Longueville zwischen Marie, Monsieur und Vauthier stattfand und deren Verlauf ihm von Frau von Combalet mitgetheilt wurde, nur die Ausführung des zwischen seinen Feinden vereinbarten Planes und den Beginn des Kampfes durch die Königin-Mutter erblickt.

Marie von Medicis war in der That seine unerbittlichste Feindin, und auch die, welche er sowohl wegen des großen Einflusses, den sie auf ihren Sohn, den König, besaß, als auch wegen der finsteren Mittel am meisten zu fürchten hatte, über welche sie und ihr Minister Bérulle geboten.

Die Königin-Mutter also war es, die man zu Grunde richten, ihr verhängnißvoller Einfluß, den sie seit der Rückkehr aus der Verbannung mehr als je auf ihren Sohn übte, von dem man Ludwig XIII. befreien mußte, und nicht jene üble Laune, welche Bouvard mit allen Mitteln zu bekämpfen suchte, und welche nicht zu bekämpfen war, weil sie das Leben des Königs ausmachte.

Es gab ein fürchterliches Mittel, dahin zu gelangen, und Richelieu hatte daher stets gezögert, es anzuwenden; jetzt aber schien ihm die Stunde zu rückhaltslosem Handeln gekommen zu sein. Es galt, Ludwig XIII. den Beweis für die unbestreitbare Mitschuld seiner Mutter bei der Ermordung Heinrich's IV. zu liefern.

Ludwig XIII. besaß die große Eigenschaft, für den König Heinrich IV. eine unbegrenzte Verehrung zu hegen.

Er hatte in Concini, den er eines Tages auf der Louvrebrücke ermorden ließ, mehr den Mitschuldigen des Königsmörders, als den Liebhaber seiner Mutter und Verschwender der französischen Staatsgelder strafen wollen.

Der Cardinal war demnach auch überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo dem Könige Gewißheit würde, daß seine Mutter dem Tode seines Vaters nicht ferngestanden habe, diese sofort den Weg in die Verbannung abermals werde antreten müssen.

Als die Uhr auf seinem Schreibtische eine halbe Stunde vor Mitternacht zeigte, nahm Richelieu zwei im Voraus unterschriebene, und mit dem Siegel versehene Papiere, rief seinen Kammerdiener Guillemot, legte mit dessen Hilfe seinen rothen Talar, seine Spitzenalba, sein Hermelinmäntelchen ab, und zog dafür eine einfache Capuzinerkutte an, ähnlich der des Pater Josef, ließ eine Sänfte holen, streifte die Capuze über das Gesicht, verließ den Palast, stieg in die Sänfte und gab den Trägern den Befehl, ihn in die Rue de l'Homme Armé, in das Gasthaus „zum gefärbten Barte" zu bringen.

Bald war man an Ort und Stelle. Der Cardinal machte die Bemerkung und diese Bemerkung erfüllte ihn mit Achtung vor der Thätigkeit des Meister Soleil, daß, obwohl es so eben Mitternacht auf den Thürmen der Carmeliter schlug, im Gasthause noch Licht wäre, und Jemand auf etwaige nächtliche Gäste wartete, um sie zu empfangen.

Der Cardinal befahl den Trägern, ihn an der Ecke der Rue du Plâtre zu erwarten; dann stieg er aus der Sänfte und trat in das Gasthaus „zum gefärbten Barte", wo ihn der wachhaltende Kellnerbursche wegen seiner Capuze für den Bruder Josef hielt und ihn fragte, ob er vielleicht mit Latil, seinem Beichtkinde, reden wolle.

Gerade einer sochen Unterredung wegen war der Cardinal gekommen.

Da Latil nicht auf der Stelle getödtet worden war,

mußte er davon kommen; übrigens hatte er in seinem Leben so viele Degenstöße empfangen, daß man mit ziemlicher Gewißheit sagen konnte, jede neue Wunde träfe eine alte, vernarbte.

Latil war noch sehr krank, aber er sah doch schon hoffnungvoll dem Tage entgegen, wo er mit der Börse des Grafen von Moret in der Tasche sich würde nach dem Hôtel Montmorency bringen lassen können.

Er hatte den Pater Josef nicht wiedergesehen, dem er beichtete, ohne ihn zu kennen, aber er war sehr erstaunt darüber, Besuche von dem Arzte des Cardinals zu erhalten, dem es vom Secretär Sr. Eminenz eingeschärft worden war, sich die Pflege des Patienten angelegen sein zu lassen, so daß der arme Latil ganz erstaunt war, der Gegenstand so vieler Sorgfalt zu sein.

Man hatte ihn selbstverständlich nicht auf dem Tische in in dem Wirthshaussaale liegen lassen können, er war daher in ein Zimmer des ersten Stockwerkes getragen worden: man hatte ihm Nummer 11 gegeben, welches an das Zimmer Nummer 13 stieß, das von der schönen Marina, oder Frau von Fargis, in monatliche Miethe genommen war.

Er erwachte beim Scheine der Kerze, mit welcher der Bursche dem Cardinal-Minister voranleuchtete, und die erste Gestalt, welche sich bei dem Scheine dieser Kerze seinen Blicken darbot, war die lange und hagere Figur eines Capuziners.

Für Latil gab es thatsächlich keinen anderen Capuziner in der Welt, als den, welchem er gebeichtet hatte, und wir müssen es gestehen, und sollte es selbst die Begriffe von Frömmigkeit schwächen, welche der Leser an unserem armen Verwundeten geknüpft haben mag, an jenem einzigen Abend der Beichte fingen die Beziehungen, welche Latil mit dieser Kaste hatte, an und endigten auch zugleich.

Es kam ihm daher in den Sinn, daß der würdige Capuziner ihn entweder für kränker halte und komme, seine

Beichte nochmals zu hören, oder daß er glaube, er sei schon gestorben, und nun die Anstalten zu seinem Begräbnisse treffen wolle.

„Hollah!“ rief er daher, „guter Vater, bemüht Euch nicht! Durch die Gnade Gottes und mit Hilfe Eurer Gebete ist meinethalben ein Wunder geschehen, und es scheint, daß der arme Stephan Latil wird fortfahren dürfen, ein ehrlicher Kerl auf seine Art zu sein, trotz der Marquis und Vicomtes, die ihn als Banditen behandelten und Viere gegen Einen mit ihm kämpften.“

„Ich kenne Eure gute Aufführung, mein Bruder, und komme, Euch ihretwegen zu beglückwünschen, indem ich mich mit Euch über Eure Wiedergenesung herzlich freue.“

„Teufel!“ rief Latil, „war das so nothwendig, daß Ihr mich zu einer solchen Stunde wecken mußtet und konntet Ihr mit Euren Complimenten nicht warten, bis es Tag war?“

„Nein,“ antwortete der Capuziner, „da ich Wichtiges insgeheim mit Euch zu reden habe, mein Bruder.“

„Sind es Staatsgeschäfte?“ fragte Latil lachend.

„Es sind wirklich Staatsgeschäfte.“

„Oho!“ fuhr Latil noch immer lachend fort, „sollte ich etwa die „graue Eminenz“ vor mir haben?“

„Ich bin mehr als das,“ sagte der Cardinal, indem auch er die Lippen zu einem Lächeln verzog; „ich bin die rothe Eminenz.“

Und er schlug die Capuze zurück, damit der Klopffechter sehe, mit wem er es zu thun habe.

„O!“ sagte Latil und fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung des Schreckens von seinem Lager empor, „bei der Seele meines an dem Thore von Jerusalem gesteinigten Schutzpatron, Ihr seid es selbst, Monseigneur!“

„Ja, und Ihr könnt Euch von der Wichtigkeit der Angelegenheit, über welche ich mit Euch sprechen will, nun einen Begriff machen, da Ihr sehet, daß ich die Zufälle,

denen ich bei einem nächtlichen Ausgange ohne Garden mich aussetze, nicht scheuend, hieher gekommen bin, um Euch aufzusuchen."

„Monseigneur werden, sobald meine Kräfte es zulassen, in mir einen gehorsamen Diener finden."

„Nehmt Euch nur Zeit und sammelt Eure Erinnerungen."

Es entstand nun ein augenblickliches Stillschweigen, während der Cardinal seine Blicke so fest auf Latil richtete, daß es schien, er wolle bis auf den Grund seiner Seele sehen.

„Ihr müßt," begann Richelieu, „obwohl noch jung, ein sehr guter Freund des verstorbenen Königs gewesen sein, da Ihr Euch weigertet, seinen Sohn zu tödten, trotz der großen Summe, die man Euch für diesen Mord anbot."

„Ja, Monseigneur, und ich kann auch sagen, daß die Treue, die ich seinem Andenken bewahre, einer der Hauptgründe war, warum ich den Dienst des Herzogs von Epernon verließ."

„Ihr standet, wie man mich versicherte, während der König ermordet wurde, auf dem Trittbrette seines Wagens. Könnt Ihr mir vielleicht sagen, was von dem Momente des Mordes an in Bezug auf den Mörder vorging und in wie weit der Herzog bei der Katastrophe betheiligt war?"

„Ich war mit dem Herrn Herzoge von Epernon im Louvre, d. h. er war in den Appartements und ich wartete im Hofe. Schlag vier Uhr kam der König die Treppe herab."

„Bemerktet Ihr damals," fragte der Cardinal, „ob Se. Majestät traurig oder fröhlich war?"

„Sehr traurig, Monseigneur; aber muß ich auch über diesen Punct Alles erzählen, was ich davon weiß?"

„Alles," sagte der Cardinal, „wenn Ihr die Kraft dazu in Euch fühlt."

Was den König betrübte, waren nicht nur Ahnungen, sondern auch Vorhersagungen; ohne Zweifel kennt Ihr deren Inhalt, Monseigneur?"

„Ich war zu jener Zeit nicht in Paris; ich kam erst fünf Jahre später her, weiß also nichts, und erwarte von Euch die Erzählung eines jeden Umstandes."

„Nun gut, Monseigneur, ich will Alles ausführlich erzählen, denn es scheint mir in der That, daß die Anwesenheit Eurer Eminenz mir meine Kräfte wieder gibt und daß die Angelegenheit, über die Ihr mich befragt, dem Herrn gefällt, der es wohl zuließ, daß der große König ermordet wurde, der es aber nicht zulassen wird, daß seine Mörder straflos ausgehen."

„Muth, mein Freund," sagte der Cardinal, „Ihr habt den rechten Weg betreten."

„Man verkaufte also im Jahre 1607 auf der großen Messe zu Frankfurt mehrere astrologische Bücher, in welchen geschrieben stand, daß der König von Frankreich im neunundfünfzigsten Jahre seines Lebens, d. i. im Jahre 1610, sterben würde. In demselben Jahre fand ein Prior zu Montargis auf dem Altare zu wiederholten Malen die Anzeige, daß der König ermordet werden würde. Eines Tages kam die Königin-Mutter in unser Hôtel, um dem Herzoge einen Besuch abzustatten. Sie schlossen sich in ein Zimmer ein, aber neugierig wie ein Page, schlüpfte ich in das anstoßende Cabinet und hörte die Königin sagen, ein Doctor der Theologie, Namens Olive, habe in einem Philipp III. gewidmeten Buche den Tod des Königs für das Jahr 1610, verkündet. Der König kenne diese Vorhersagung, welche auch versicherte, er werde in einem Wagen sterben; denn als bei dem Einzuge des spanischen Gesandten der königliche Wagen etwas schiefgegangen wäre, hätte der König sich so heftig auf die andere Seite, wo sie saß, geworfen, daß er ihr die Spitzen der Diamanten, die sie in ihren Haaren trug, tief in die Stirn drückte."

„War in diesem Gespräche nicht auch von einem gewissen Lagarde die Rede?" fragte der Cardinal.

„Ja, Monseigneur," sagte Latil, „und Ihr ruft mir da eine Einzelheit ins Gedächtniß zurück, die ich ganz ver-

gessen hatte, eine Einzelheit übrigens, die den Herzog von Epernon einigermaßen in Verwirrung brachte. Dieser Lagarde hatte sich, nachdem er aus den Türkenkriegen zurückgekehrt war, in Neapel aufgehalten und lebte daselbst in Gesellschaft eines gewissen Hebert, welcher der Secretär Biron's gewesen war. Da dieser Letztere erst zwei Jahre zuvor starb, waren noch alle in seine Verschwörung verwickelten Personen verbannt. Hebert und Lagarde saßen eines Tages bei Tische, als ein großer, in violettes Tuch gekleideter Mensch eintrat und ihnen sagte, daß die französischen Verbannten bald nach ihrer Heimat zurückkehren könnten, da er im Jahre 1610 den König ermorden würde. Lagarde hatte um seinen Namen gefragt, und der Mann in Violett antwortete, er heiße Ravaillac und sei von den Leuten des Herzogs von Epernon."

„Ja," sagte der Cardinal, „ich habe die Sache beinahe ebenso gehört."

„Wünschen Monseigneur, daß ich meine Erzählung abkürze?" fragte Latil.

„Nein, lasset mir beileibe kein Wort weg," sagte Richelieu eifrig; „besser zu viel, als nicht genug."

„Während er in Neapel war, führte man Lagarde zu einem Jesuiten, Namens Alagon; dieser hatte ihn sofort gedungen, den König zu tödten; er sollte das Wagstück zugleich mit Ravaillac ausführen und einen Jagdtag dazu wählen. Auf dem Wege nach Paris erhielt er einen Brief, in welchem ihm derselbe Vorschlag gemacht wurde. Kaum in Paris angelangt, übergab er diesen Brief dem Könige; die Namen Ravaillac's und Epernon's waren in demselben genannt."

„Hörtet Ihr nichts davon, daß der König durch diese Mittheilung schmerzlich berührt war?"

„O, sehr schmerzlich! Niemand im Louvre wußte, woher seine Traurigkeit kam. Während acht Tage bewahrte er sein peinliches Geheimniß, dann verließ er den Hof und

wohnte allein in Livry, in einem kleinen Hause, welches seinem Gardecapitän gehörte. Dann kam er in das Arsenal und bat Sully, ihm eine kleine Wohnung einzurichten, vier Zimmer, damit er mit denselben wechseln könne."

„So war also," murmelte Richelieu, „dieser gute König, der beste vielleicht, den Frankreich jemals hatte, dahin gekommen, wie Tiberius, die Geißel der Welt, aus Furcht vor Meuchelmördern jede Nacht in einem andern Zimmer zubringen zu müssen, und da wage ich es, mich zu beklagen — ich!"

„Eines Tages endlich," fuhr Latil fort, „rief ein Mann in einem grünen Gewande und von finsterer Miene, dem Könige auf der Straße zu: „Im Namen des Herrn und der heiligen Jungfrau, Sire, ich muß mit Euch reden; ist es wahr, daß Ihr dem Papste den Krieg erklärt?" Der König wollte stehen bleiben, um mit dem Manne zu sprechen, aber man hinderte ihn daran. Das Alles war ihm in den Sinn gekommen, und hatte ihn an jenem verhängnißvollen 14. Mai, der auf einen Freitag fiel, so traurig gemacht, wie einen Menschen, der zum Tode verurtheilt ist und auf Gnade nicht zu rechnen hat. Mit solchen Gefühlen stieg er die große Treppe hinab und in seinen Wagen. Da war es, daß mich der Herzog von Epernon rief und mir befahl, mich auf das Trittbrett zu stellen."

„Erinnert Ihr Euch," fragte der Cardinal, „wie viele Personen sich damals im Wagen befanden und wie dieselben vertheilt waren?"

„Drei Personen, Monseigneur: der König, Herr von Montbazon und der Herzog von Epernon. Montbazon saß zur Rechten, mein Herr zur Linken und der König in der Mitte. Ich konnte schon bei der Abfahrt recht gut einen Mann bemerken, welcher an die Mauer des Louvre gelehnt stand und wartete, als ob er gewußt hätte, der König werde ausfahren. Als er den offenen Wagen, welcher ihm gestattete, den König

zu erkennen, abfahren sah, verließ er seinen Platz an der Mauer und folgte uns."

„Das war der Mörder?"

„Ja, aber ich kannte ihn nicht. Der König war nicht von seinen Garden begleitet. Er hatte zuerst gesagt, er wolle zu Sully fahren, welcher krank war, aber in der Rue de l'Arbre Sec besann er sich anders und befahl, ihn zu Fräulein Paulet zu fahren, indem er bemerkte, er wolle sie ersuchen, sie möge die Erziehung seines Sohnes Vendôme leiten, der schlechte italienische Neigungen angenommen habe."

„Fahret fort, fahret fort!" drängte der Cardinal, „und vergeßt mir auch das geringste Detail nicht."

„O, Monseigneur, es kömmt mir vor, als ob ich noch dabei wäre; es war ein schöner Tag, gegen ein Viertel auf fünf Uhr Nachmittags. Obwohl man überall Heinrich IV. in seinem Wagen erkannte, schrie man doch nirgends: „Es lebe der König!" Das Volk war niedergeschlagen und mißtrauisch."

„Als man in die Rue de Bourbonnais kam, suchte da nicht der Herzog von Epernon den König mit irgend etwas zu beschäftigen?"

„Monsigneur," sagte Latil erstaunt, „ich fange an. zu glauben, daß Ihr von der Sache ebenso viel wißt, als ich!"

„Ich habe Euch im Gegentheile gesagt, daß ich leider gar nichts weiß; fahrt nur fort!"

„Ja, Monseigneur! D'Epernon gab Sr. Majestät einen Brief; der König las eifrig und beschäftigte sich nun nichtmehr mit dem, was um ihn her vorging."

„Also doch!" flüsterte der Cardinal.

„Als man ungefähr in der Mitte der Rue de la Ferronnerie angelangt war, kreuzten ein Wein- und ein Heuwagen den Weg. Es gab einen Aufenthalt. Der Kutscher des königlichen Wagens bog nach links ein, um auszuweichen, und das Rad streifte fast die Mauer des in dieser Straße befindlichen Klosters; ich preßte mich gegen den Wagenschlag, um

nicht zerquetscht zu werden. Der Wagen mußte halten. In diesem Augenblicke stieg ein Mann auf einen Eckstein, schob mich mit der Hand zur Seite, und vorbei an der Brust des Herzogs von Epernon, der sich zurückbog, wie um ihm Platz zu machen, führte er nach dem Könige den ersten Stich. „Zu Hilfe!" rief der König, „ich bin verwundet!" und erhob den linken Arm, in welchem er den Brief hielt; dies verschaffte dem Mörder Gelegenheit, einen zweiten Stich zu führen, und er that es. Diesmal stieß der König nur einen Seufzer aus; dann war er todt. „Der König ist nur verwundet," rief da der Herzog von Epernon, und warf seinen Mantel über den Körper des Ermordeten. Ich sah davon nichts mehr, ich kämpfte in diesem Augenblicke mit dem Mörder, den ich bei seinem Wammse gefaßt hatte, und der mir die Hände mit Messerstichen zerfleischte, aber ich ließ ihn erst los, als ich ihn erfaßt und in sichere Verwahrung genommen sah. „Tödtet ihn nicht," schrie der Herzog von Epernon, „bringt ihn nach dem Louvre!"

Richelieu legte seine Hand auf die Schulter des Verwundeten, wie um ihn zu unterbrechen.

„Der Herzog rief das wirklich?" fragte er.

„Ja, Monseigneur, aber der Mörder war bereits festgenommen, die Gefahr, daß er getödtet werde, war vorüber. Man schleppte ihn nach dem Louvre; ich folgte ihm; es schien mir, daß er meine Beute sei; ich deutete auf ihn mit meinen blutenden Händen und schrie fortwährend: „Der ist's, der den König getödtet hat!" — „Welcher?" rief man zurück. — „Der im grünen Wammse!" gab ich vielleicht hundertmal zur Antwort. Man weinte, man schrie, man drohte dem Mörder. Der Wagen des Königs konnte kaum vorwärts kommen, so groß war die Menschenmenge, die von allen Seiten herbeiströmte. Ich erkannte in der Menge den Marschall d'Ancre; man erzählte ihm die traurige Neuigkeit und er lief sofort in's Schloß, wo er sich in das Gemach der Königin begab, und ohne einen Namen zu nennen, als wenn die

Königin ohnehin hätte wissen müssen, um was es sich handle, ihr ankündigte: „È amazzato!“

„Er ist getödtet!“ wiederholte der Cardinal, „das stimmt so ziemlich mit dem überein, was ich gehört habe; das Ende?“

„Man brachte den Mörder in's Hôtel Retz, man stellte Wachen vor seine Thür, aber man verschloß dieselbe nicht, damit Jedermann eintreten könne; auch ich fand mich ein; es schien mir, als ob der Elende mir gehörte. Unter den Besuchern befand sich auch Pater Cotton, der Beichtvater des Königs.“

„Seid Ihr sicher, ihn dort gesehen zu haben?“

„Er kam dahin, ja, Monseigneur!“

„Sprach er mit Ravaillac?“

„Er sprach mit ihm.“

„Habt Ihr gehört, was er sagte?“

„Gewiß, und ich kann es Wort für Wort wiederholen.“

„Thut dies!“

„Er sagte mit väterlichem Tone zu ihm: Mein Freund —“

„Er nannte Ravaillac seinen Freund?“

„Ja, er sagte also zu ihm: „Mein Freund, hütet Euch wohl, gute Menschen beunruhigen zu lassen!“

„Und wie benahm sich der Mörder?“

„Sehr ruhig, und wie ein Mensch, der sich geborgen weiß.“

„Blieb er im Hôtel Retz?“

„Nein, der Herzog von Epernon ließ ihn zu sich bringen, wo er vom 14. bis zum 17. blieb, und wo er allerhand Unterredungen mit ihm gehabt haben soll. Am 17. brachte man Ravaillac in die Conciergerie.“

„Um wie viel Uhr wurde der König ermordet?“

„Genau um vier Uhr und zwanzig Minuten!“

„Und um welche Stunde wurde das Ereigniß in der Stadt bekannt?“

„Um neun Uhr erst; doch war um sechs Uhr bereits die Königin zur Regentin proclamirt."

„Das heißt, eine Ausländerin, die damals nur noch italienisch sprach," rief Richelieu voll Bitterkeit; „eine Oesterreicherin, die Großnichte Carl's V., die Cousine Philipp's II. — das heißt also, die Ligue! — Doch kommen wir mit Ravaillac zu Ende!"

„Niemand kann Euch besser sagen, als ich, wie Alles zuging, denn ich verließ ihn erst, als er auf dem Rade lag. Ich besaß ein Privilegium, denn man sagte: „Das ist der Page des Herzogs von Epernon; er ist es, der den Mörder festgehalten hat!" — Die Frauen umarmten mich und die Männer schrieen wie rasend: „Es lebe der König!" — der war aber todt. Das Volk, welches zu Anfang bei der Neuigkeit ruhig und wie betäubt gewesen war, wurde dann wie toll vor Wuth. Es rottete sich vor der Conciergerie zusammen und da es den Verbrecher nicht steinigen konnte, warf es mit Steinen gegen die Mauer."

„Ravaillac beschuldigte Niemand?"

„Nein, während der Verhöre nicht. Ich zweifle meinestheils nicht daran, daß er fest darauf rechnete, im letzten Augenblick gerettet zu werden. Er behauptete aber, die Priester in Angoulême, denen er das Geständniß ablegte, er wollte einen ketzerischen König umbringen, und die ihm die Absolution ertheilten, statt ihm von seinem Plane abzureden, hätten der Absolution ein kleines Reliquienkästchen hinzugefügt, in welchem sich, ihrer Versicherung nach, ein Stückchen von dem wahren Kreuze Christi befände. Das Reliquienkästchen, welches in seiner Gegenwart durch den Gerichtshof geöffnet wurde, enthielt indeß gar nichts. — Gott sei Dank hatten die Menschen es nicht gewagt, den Herrn Jesus zum Mitschuldigen eines so abscheulichen Verbrechens zu machen."

„Was sagte er, als er sah, daß er betrogen worden war?"

„Er begnügte sich damit, zu sagen: „Der Betrug wird auf die Betrüger zurückfallen.“

Der Cardinal sagte darauf:

„Ich sah einen Auszug des Protocolles, welches veröffentlicht wurde. Es heißt darin: „Was bei der Tortur vorging, ist das Geheimniß des Hofes.“

„Ich war bei der Tortur nicht zugegen,“ antwortete Latil, „aber ich stand bei dem Rade an der Seite des Scharfrichters. Das Urtheil lautete, der Verbrecher sollte mit glühenden Zangen gezwickt und geviertheilt werden. Aber man blieb dabei nicht stehen. Der königliche Procurator, Herr Lagarde, trug darauf an, der Viertheilung auch noch geschmolzenes Blei hinzuzufügen, sowie siedendes Oel und Pech, gemischt mit Wachs und Schwefel. Das Alles wurde mit Enthusiasmus genehmigt. Hätte man es dem Volke überlassen, die Sache in die Hand zu nehmen, so wäre sie binnen fünf Minuten zu Ende gewesen: es hätte Ravaillac in Stücke gerissen. — Als er das Gefängniß verließ, um nach dem Grèveplatze zu gehen, erhob sich ein solcher Sturm des Wuthgeschreies, der Verwünschungen, der Drohungen, daß der Mörder da erst die Größe des von ihm begangenen Verbrechens erkannte. Auf dem Schaffot wendete er sich zu dem Volke und bat mit kläglicher Stimme um die Gnade, daß man ihm, der so viel erdulden sollte, den Trost eines Salve Regina gewähren möchte.“

„Wurde die Bitte erfüllt?“

„Ei ja doch! Wie mit einer Stimme heulte es auf dem ganzen Grèveplatze: „Zur ewigen Verdammniß mit dem Judas!“

„Fahret fort!“ sagte Richelieu. „Ihr waret also, wie Ihr sagtet, neben dem Scharfrichter auf dem Blutgerüst?“

„Ja. Man erwies mir diese Gunst,“ erwiderte Latil, „weil ich den Mörder festgenommen, oder doch wenigstens zu seiner Festnehmung wesentlich beigetragen hatte.“

„Nun wohl,“ bemerkte der Cardinal, „man hat mir

die Versicherung gegeben, daß er gerade auf dem Schaffot Geständnisse ablegte."

„Höret, Monseigneur, was geschah: Eure Eminenz begreifen wohl, wenn man einem solchen Schauspiele beigewohnt hat, so können viele Tage, Monate und Jahre vergehen und man erinnert sich desselben doch noch immer mit der größten Deutlichkeit. — Nach dem ersten Anziehen der Pferde, welches fruchtlos blieb, da die Thiere kein Glied loszureißen vermochten, goß man fortwährend in die Wunden, welche die glühenden Zangen in die Arme, die Brust, die Schenkel des Verurtheilten gerissen hatten, geschmolzenes Blei, siedendes Oel, brennenden Schwefel. Da konnte der Körper, der nur noch eine einzige blutende Wunde war, dem Schmerze nicht länger widerstehen. Er rief dem Henker zu: „Halt ein! Halt ein! Ich will sprechen!"

„Der Henker hielt an. Der Gerichtsschreiber, welcher am Fuße des Schaffots stand, erstieg dasselbe und schrieb auf ein abgesondertes Blatt Papier das, was der Verurtheilte ihm dictirte."

„Und was gestand er in diesem äußersten Augenblicke?" fragte der Cardinal lebhaft.

„Ich wollte nähertreten," entgegnete Latil, „doch man hinderte mich daran und es kam mir nur vor, als hörte ich den Namen des Herzogs von Epernon und den der Königin."

„Habt Ihr von dem Protocoll und diesem fliegenden Blatte niemals bei dem Herzoge sprechen hören?"

„Im Gegentheil, Monseigneur; es war davon sehr oft die Rede."

„Was sagte man darüber?"

„Was das Protocoll über die Hinrichtung betrifft, so sagte man, daß der Berichterstatter es in ein Kästchen gethan hätte, welches er am Kopfende seines Bettes in einer Mauervertiefung aufbewahrte; das fliegende Blatt, hieß es, sollte von der Familie Joly von Fleury in Verwahrung genom-

men sein, die den Besitz zwar abläugnete, die es jedoch zur großen Verzweiflung des Herzogs von Epernon einigen befreundeten Personen zeigte, welche wegen der schlechten Handschrift des Gerichtsschreibers große Mühe hatten, es zu entschiffern, die zuletzt aber doch die Namen des Herzogs und der Königin herauslasen."

„Und nachdem das fliegende Blatt geschrieben war?"

„Das Verfahren hatte darauf seinen Fortgang. Die Pferde, welche die Prevotei geliefert hatte, waren elende, magere Mähren und hatten nicht die Kraft, ein Glied von dem Körper zu trennen. Ein Edelmann bot das Pferd an, auf dem er saß, und es riß dem Verurtheilten gleich auf den ersten Ruck einen Schenkel aus. Da der Mörder noch immer lebte, wollte der Scharfrichter ihm den Gnadenstoß geben; aber die Lakaien all' der vornehmen Herren, welche der Hinrichtung beiwohnten, und die rings um die Schranke herstanden, übersprangen dieselbe, stürzten sich auf den verstümmelten Körper und durchbohrten ihn mit Degenstößen. Nun warf auch das Volk sich auf den Königsmörder, zerriß ihn in kleine Stücke und verbrannte das Fleisch auf allen Kreuzstraßen. — Als ich nach dem Louvre zurückkehrte, sah ich die Schweizer, welche unter den Fenstern der Königin einen Schenkel rösteten. — Und nun bin ich zu Ende."

„Das ist Alles, was Ihr wißt?"

„Ja, Monseigneur; außer daß ich oft erzählen hörte, wie der Schatz getheilt wurde, den Sully mit so großer Mühe angesammelt hatte."

„Ich weiß! Der Prinz von Condé erhielt für sich davon allein vier Millionen; doch das interessirt mich nur sehr wenig. Kommen wir also zu unserer eigentlichen Angelegenheit zurück und saget mir, ob Ihr bei all' diesen Dingen nicht von einer Marquise von Escoman habt sprechen hören?"

„O, das will ich meinen!" sagte Latil. „Sie war eine kleine Frau, ein wenig verwachsen, nannte sich mit ihrem

Mädchennamen Jacqueline le Boyer, und hieß nicht Escoman, sondern Coëtman. Sie war nicht Marquise, obgleich man ihr diesen Titel zu geben pflegte; ihr Mann hieß kurzweg Isaac von Varenne. Sie war die Maitresse des Herzogs; Ravaillac wohnte sechs Monate bei ihr. Man beschuldigte sie, mit ihm bei der Ermordung des Königs im Einverständniß gewesen zu sein. Sie sagte Jedem, der es hören wollte, die Königin-Mutter wäre mit in dem Complott gewesen, aber Ravaillac hätte das nicht gewußt."

„Was ist aus dieser Frau geworden?" fragte der Cardinal.

„Sie wurde einige Tage vor dem Tode des Königs verhaftet."

„Das weiß ich; sie blieb sogar bis 1619 im Gefängniß; aber in diesem Jahre wurde sie nach einem andern Kerker gebracht. Nach welchem, das habe ich nicht erfahren können. — Wißt Ihr es vielleicht?"

„Monseigneur, Ihr werdet Euch erinnern, daß 1613 von dem Parlamente ein Befehl erlassen wurde, welcher alle weiteren Nachforschungen verbot, und zwar wegen des Standes der Angeklagten. Dieses „wegen des Standes der Angeklagten" war eine fortwährende Drohung. Als Concini ermordet und Luynes allmächtig war, konnte man den Prozeß wieder aufnehmen und zu Ende führen; aber Luynes zog es vor, die Königin-Mutter zu gewinnen, um an ihr im Fall der Noth eine Stütze zu haben, statt sie zu vernichten und darüber vielleicht eines Tages dem Zorne Ludwig's XIII. ausgesetzt zu sein. Luynes verlangte deshalb damals von dem Parlamente, den Spruch zu Gunsten der Königin umzuändern, die Anklage gegen dieselbe für verleumderisch, Maria von Medicis und den Herzog von Epernon für unschuldig zu erklären und statt ihrer die Coëtman zu verurtheilen."

„Es war in der That zu jener Zeit, daß sie verschwand. Aber in welches Gefängniß wurde sie gebracht? Danach

fragte ich Euch schon und es ist Euch wahrscheinlich unbekannt, da Ihr mir darauf keine Antwort gabt."

„Ich kann Euch dennoch sagen, Monseigneur, wo sie ist, oder vielmehr, wo sie war; denn Gott allein kann wissen, ob sie seit den neun Jahren gestorben ist, oder ob sie noch lebt."

„Gott wird gestatten, daß sie noch am Leben ist!" rief der Cardinal mit einem so entschiedenen Vertrauen, daß man leicht sehen konnte, das Verlangen, sie unter den Lebenden zu wissen, habe an diesem Ausrufe wenigstens eben so viel Antheil, wie sein Gottvertrauen.

Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Ich habe immer bemerkt, daß die Seele um so fester an dem Körper hängt, je mehr dieser leidet."

„Nun wohl, Monseigneur," sagte Latil, „sie wurde in einem „In pace" eingesperrt, und darin sind ihre Gebeine zuverlässig noch, wenn auch ihr Fleisch vielleicht nicht mehr."

„Und Ihr wißt, wo dieses „In pace" ist?" fragte lebhaft der Cardinal.

„Es wurde eigens für sie erbaut, Monseigneur. Es liegt in einem Winkel von dem Hofe der Büßerinnen. Es ist ein Grab, dessen Thür hinter ihr zugemauert wurde; man sah sie darin hinter einer vergitterten Oeffnung, durch deren Stäbe ihr Speise und Trank zugesteckt wurden."

„Und Ihr habt sie dort gesehen?" fragte der Cardinal.

„Ich sah sie dort, Monseigneur. Man duldete, daß die Kinder mit Steinen nach ihr warfen, wie nach einem wilden Thiere, und sie brüllte wie ein solches: „Sie lügen! Ich bin es nicht gewesen, die ihn ermordet hat. — Sie waren es, die mich hierherbrachten!"

Der Cardinal stand auf.

„Es ist kein Augenblick zu verlieren!" rief er aus. „Ich muß diese Frau haben!"

Dann fügte er zu Latil hinzu:

„Werdet gesund, mein Freund, und wenn Ihr gescheit seid, machet Euch keine Sorgen mehr wegen Eurer Zukunft.“

„Pest!“ sagte der Verwundete. „Bei einem solchen Versprechen werde ich bald gesund sein, Monseigneur; aber es war auch Zeit!“

„Zeit! Wozu?“ fragte Richelieu.

„Daß wir zu Ende kamen, Monseigneur, denn ich fühle mich sehr schwach, und — Na, soll ich etwa jetzt sterben?“

Mit einem tiefen Seufzer sank er zurück auf sein Lager.

Der Cardinal blickte umher und gewahrte ein kleines Fläschchen, von welchem er vermuthete, daß es ein Stärkungsmittel enthielte. Er goß einige Tropfen der Flüssigkeit in einen Löffel und flößte sie dem Verwundeten ein. Dieser öffnete die Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus; aber es war ein Seufzer der Erleichterung.

Der Cardinal legte nun den Finger auf den Mund, um Latil das Schweigen anzuempfehlen, zog die Capuze wieder über das Gesicht und verließ das Gemach.

VI.

Das „In pace“.

Es mochte ungefähr halb zwei Uhr Morgens sein, aber die vorgerückte Stunde war für den Cardinal ein weiterer Grund, seine Nachforschungen fortzusetzen. Er fürchtete, für den Fall, daß er bei Tage an den Pforten dieses Klosters erschiene, wo man alle Dirnen aus den unsauberen Orten von Paris verhaftet hielt, man würde das Motiv seines Kommens erfahren, und Die, um derentwillen er kam, verschwinden lassen. Er wußte, welchen Schleier Concini, die Königin-Mutter und D'Epernon über die schreckliche Angelegenheit der Ermordung Heinrich's IV. zu breiten versucht und auch seither wirklich ausgebreitet hatten. Er wußte und wir

haben Einiges davon im vorigen Capitel gesehen, daß die schriftlichen Beweisstücke verschwunden waren; er fürchtete nun, man werde auch die lebendigen Beweise verschwinden lassen. Latil war nur ein solcher Wegweiser, welchen der Tod jeden Augenblick brechen konnte; er brauchte diese Frau, bei welcher Ravaillac längere Zeit gelebt hatte, und welche wegen ihres Mitwissens an diesem Staatsgeheimnisse gestorben war oder in einem „In pace“ verschmachtete, das heißt, in einem jener Gräber, welche von jenen bewunderungswürdigen Marterknechten erfunden worden sind, welche man Mönche nennt, und die es versuchen, ihren Mitmenschen durch physische Leiden das zurückzuzahlen, was sie sich selbst an physischen und moralischen Martern in einem Alter auferlegten, in welchem sie oft nicht wissen können, ob sie die Kraft haben werden, dieselben zu ertragen.

Es war eine weite Strecke von der Rue de l'Homme Armé, oder vielmehr von der Rue du Plâtre, wo die Sänfte des falschen Capuziners ihn erwartete, bis zur Rue des Postes, in der das Kloster der Büßerinnen lag, auf demselben Platze, wo seitdem die Madelonettes gestanden haben. Aber der Cardinal verhinderte die Einwendungen, welche die Träger vielleicht machen wollten, indem er jedem derselben zwei silberne Louis in die Hand drückte. Sie schlugen also den kürzesten Weg ein, den sie wählen konnten, und welcher durch die Rue des Billettes, die Rue de la Coutellerie, über die Notre-Dame-Brücke, die kleine Brücke der Rue St. Jacques und die Rue de l'Estrapade führte, durch die man wieder an die Ecke der Rue des Postes gelangte, woselbst dann an der Ecke der Rue du Chevalier das Kloster der Büßerinnen sich befand.

Als die Sänfte vor der Thür des Klosters hielt, schlug es auf dem Kirchthurme von St. Jacques zwei Uhr.

Der Cardinal steckte den Kopf durch den Schlag und befahl einem der Träger, heftig zu klingeln.

Der Größere von den Beiden gehorchte.

Nach dem Verlaufe von zehn Minuten, während deren der ungeduldige Cardinal noch zweimal kräftig an der Klingel gezogen hatte, that sich eine Art von Guckfenster auf, und es erschien der Kopf der Schwester Pförtnerin, welche fragte, was man wolle.

„Sagt, es sei ein Bruder Capuziner, der vom Pater Josef käme und mit der Oberin über wichtige Dinge zu sprechen hätte."

Der eine der Träger wiederholte Wort für Wort die Rede des Cardinals.

„Von welchem Pater Josef?" fragte die Pförtnerin.

„Mir scheint, es gäbe blos einen Pater Josef," erwiderte eine gebieterische Stimme aus dem Innern der Sänfte, „und das ist der Secretär des Cardinals!"

Die Stimme hatte einen solchen Ton von Autorität, daß die Pförtnerin keine andere Frage stellte, sondern ihr Guckfenster schloß und verschwand.

Einige Augenblicke später sprangen die beiden Thorflügel auf, die Sänfte wurde unter die Gewölbe des Klosters getragen, und die Thür, die ihr Einlaß gewährt hatte, schloß sich hinter ihr.

Die Sänfte wurde niedergestellt und der Mönch stieg aus.

„Die Oberin kommt herab?" fragte er die Pförtnerin.

„Im Augenblicke, wenn jedoch Euer Ehrwürden blos eine unserer Gefangenen zu sprechen wünschen," sagte sie, „so wäre es nicht nöthig, die Frau Oberin deshalb zu wecken. Ich habe die Weisung, jedem würdigen Diener Gottes, der Kutte oder Priesterkleid trägt, den Eingang in die Gefängnißzellen zu gewähren."

Das Auge des Cardinals warf einen Blitz.

Was man ihm gesagt hatte, war also wahr: den Unglücklichen, welche man in diesem Kloster einsperrte, damit sie innerhalb seiner Mauern die Reue über ihre begangenen Fehltritte finden sollten, wurde im Gegentheile das Mittel geboten, neue zu begehen.

Die erste Regung des strengen Priesters war gewesen, das Anerbieten der Pförtnerin auszuschlagen, da er jedoch auf diese Weise vielleicht sicherer und rascher an sein Ziel zu gelangen hoffte, sprach er:

„Gut; führt mich also in die Zelle der Frau von Coëtman."

Die Pförtnerin wich einen Schritt zurück.

„Herr Jesus!" sagte sie, sich bekreuzend, „welch' einen Namen hat Euer Ehrwürden da ausgesprochen?"

„Das ist ja wohl der Name einer Eurer Gefangenen, wie mir scheint?"

Die Pförtnerin blieb stumm.

„Ist Die, nach der ich frage, todt?" fragte der Cardinal mit etwas unsicherer Stimme, denn er befürchtete eine bejahende Antwort.

Die Pförtnerin beharrte bei ihrem Stillschweigen.

„Ich frage Euch, ob sie todt oder lebendig ist," wiederholte der Cardinal mit einem Ausdruck, an dem man das Zittern der Ungeduld zu hören begann.

„Sie ist todt," sagte eine Stimme aus der Finsterniß jenseits des Gitters heraus, durch welches man in das Innere des Klosters gehen mußte.

Der Cardinal warf sein scharfes Auge nach der Seite, woher die Stimme kam, und unterschied in der Dunkelheit eine menschliche Gestalt, welche er als die einer zweiten Nonne erkannte.

„Wer seid Ihr," fragte Richelieu, „daß Ihr so entschieden auf eine Frage antwortet, die nicht an Euch gerichtet ist?"

„Ich bin Die, der es zukömmt, auf Fragen dieser Art zu antworten, obwohl ich Niemanden das Recht zuerkenne, sie zu stellen."

„Und ich, ich bin Der, der sie stellt," sagte der Cardinal, „und dem man, ob willig oder nicht, antworten muß."

Er wandte sich nach der Seite der Pförtnerin, die noch immer stumm und regungslos dastand, und sagte:

„Bringt Licht!“

Es war unmöglich, sich im Tone des Sprechenden zu irren; das war die feste und gebieterische Stimme des Mannes, der das Recht hat, zu befehlen.

Auch ging die Pförtnerin, ohne die Bestätigung des Befehles, den sie erhalten, abzuwarten, hinein, und trat alsbald wieder mit einer brennenden Wachskerze hervor.

„Ordre des Cardinals,“ sagte der falsche Capuziner, und zog aus dem Busen ein Papier, welches er entfaltete, und auf dem unter einigen geschriebenen Zeilen ein großes Siegel aus rothem Wachs glänzte.

Und er reichte das Papier der Oberin, die es durch die Stäbe des Eisengitters in Empfang nahm, durch welches auch die Pförtnerin ihr Wachslicht steckte, so daß die Oberin die folgenden Zeilen lesen konnte:

„Auf Befehl des Cardinal-Ministers ist es geboten, im Namen der zeitlichen und der ewigen Gewalt, im Namen des Staates und der Kirche, auf alle Fragen, wie sie auch beschaffen sein und was sie auch betreffen mögen, zu antworten, sobald der Träger dieses sie gestellt, sowie auch Letzteren in Verbindung zu setzen mit jeder Gefangenen, welche er bezeichnen wird.

„Den 13. December im Jahre des Heiles unseres Herrn Jesus Christus 1628.

„Armand, Cardinal Richelieu.“

„Solchem Befehle,“ sagte die Oberin, „kann ich mich nur beugen.“

„Wollet daher die Schwester Pförtnerin anweisen, daß sie auf ihr Zimmer gehe und sich daselbst einschließe.“

„Ihr habt gehört, Schwester Perpetua,“ sagte die Oberin, „gehorchet!“

Schwester Perpetua setzte ihren Leuchter auf die oberste

der Stufen, welche zu dem Gitter führten, trat dann in ihr Zimmer zurück und schloß sich ein.

Der Cardinal seinerseits befahl seinen Trägern, mit ihrer Sänfte sich bis an das Gassenthor zurückzuziehen und sich dort für sein erstes Signal bereit zu halten.

Unterdessen hatte die Oberin das Gitter geöffnet und der Cardinal trat in das Sprachzimmer ein.

„Warum, meine Schwester, sagtet Ihr mir," sprach er mit strengem Tone, „die Frau von Coëtman sei gestorben, da sie es doch nicht ist?"

„Weil," entgegnete die Oberin, „weil ich jede Person für todt halte, welche durch einen Urtheilsspruch aus der Gesellschaft der Menschen ausgeschieden wurde."

„Nur Jene," sagte der Cardinal, „sind ausgeschieden aus der menschlichen Gesellschaft, „über denen sich der Stein des Grabes geschlossen hat."

„Der Stein des Grabes hat sich über Der geschlossen, nach der Ihr verlangt."

„Der Stein, der sich über einer lebenden Person schließt, ist nicht der Stein des Grabes; er ist die Thür eines Kerkers und jedes Kerkerthor kann sich öffnen."

„Selbst dann," fragte die Oberin, indem sie das Gesicht des Mönches fixirte, „selbst dann, wenn ein Spruch des Parlaments bestimmt hat, daß diese Thür geschlossen bleibe für Zeit und Ewigkeit?"

„Es gibt kein Urtheil, welches die Gerechtigkeit nicht revidiren könnte, und ich bin Der, welchen der Herr auf die Erde gesandt hat, um die Richter zu richten."

„Nur einen Mann gibt es in Frankreich, der also sprechen darf."

„Den König?" fragte Richelieu.

„Nein, aber Den, der an Rang unter ihm, an Genie über ihm steht. Es ist Monseigneur, der Cardinal Richelieu. Seid Ihr der Cardinal in Person, so muß ich gehorchen,

aber meine Befehle sind so bestimmt, daß ich jedem Anderen widerstehen werde."

„Nehmt dieses Licht und führet mich zum Grabe der Frau von Coëtman, welches im Hintergrunde des Hofes, in der Ecke links, sich befindet," gebot ihr der Cardinal.

Und gleichzeitig die Capuze zurückschlagend, enthüllte er jenes Haupt, das unter gewissen Umständen auf Die, welche es sahen, denselben Eindruck machte wie das der Medusa im Alterthume.

Die Oberin blieb einen Augenblick unbeweglich; sie war gelähmt, zwar nicht mehr durch ihren Widerstand, aber durch das Erstaunen; dann bückte sie sich mit jenem passiven Gehorsam, welchen einen Befehl von Richelieu im Allgemeinen Dem auferlegte, an den er gerichtet war, nahm den Leuchter und mit gehobenem Arme voranschreitend sagte sie:

„Folgt mir, Monseigneur."

Richelieu folgte ihr; sie durchschritten Beide den Hof.

Es war eine ruhige, aber kalte und finstere Nacht. Die Sterne glänzten an einem schwarzen Himmel mit einem Geflimmer, welches das Herannahen von baldigem Winterfrost anzeigt.

Die Kerzenflamme stieg senkrecht gegen den Himmel auf; kein Windhauch bewegte sie.

Im Umkreise des Mönches und der Nonne war ein runder Raum von Licht, der mit ihnen fortschritt, und der Reihe nach die Gegenstände erhellte, denen sie sich näherten, während er die zurückbleibenden im Schatten ließ.

Endlich begann ein rundes Bauwerk in Form eines arabischen Marabuts sichtbar zu werden. Ein viereckiges schwarzes Loch zeigte sich in der Mitte desselben, ungefähr in der Brusthöhe eines Mannes; das war das Fenster. Näher gekommen, gewahrte man, daß das Fenster vergittert war, und die einzelnen Stäbe des Gitters sich einander so sehr näherten, daß man kaum eine Faust durchzwängen konnte.

„Ist es hier?" fragte der Cardinal.

„Es ist hier," erwiederte die Oberin.

Als man noch näher kam, schien es dem Cardinal, als ob ein fahles Gesicht und zwei bleiche Hände, die an's Gitter gelegt waren, sich davon loslösten und in die innere Finsterniß dieser Grabeshöhle zurückwichen.

Der Cardinal trat voranschreitend hinzu, und trotz des ekelerregenden Geruchs, den das Grab aushauchte, legte er das Gesicht an die Stäbe und versuchte, im Innern etwas zu unterscheiden.

Aber die Nacht war darin so tief, daß er nichts sah, als zwei grünliche Lichtpuncte, welche im Finstern wie zwei Augen eines wilden Thieres glänzten.

Er trat einen Schritt zurück, nahm das Licht aus den Händen der Oberin und steckte es durch die Zwischenräume des Gitters in das Innere des Raumes hinein.

Die Luft darin war jedoch so mephitisch, so dicht und so geschwängert mit Miasmen, daß die Flamme des Wachslichtes, als es hineingesteckt ward, erblich, abnahm und dem Auslöschen nahe war.

Der Cardinal zog es zurück und draußen erst brannte es wieder hell.

Da zündete der Cardinal, sowohl um die Luft innen etwas zu verbessern, als auch um dieses Grab zu erleuchten, das Papier an, welches die von ihm gefertigte und besiegelte Ordre enthielt, und das ihm nun, nachdem er sich zu erkennen gegeben, nicht mehr nöthig war, und warf es flammend in das Gemach.

Trotz der Dichtheit der Luft verbreitete sich dadurch eine Helle, groß genug, um dem Cardinal an der Wand, gegenüber der Thür, eine zusammengekauerte Gestalt zu zeigen, mit den Ellbogen auf den Knien, das Kinn auf ihren zwei Fäusten, vollkommen nackt, bis auf einen Lappen von Kleidung, der sie vom Gürtel bis zu den Knien bedeckte; ihr Haar fiel auf die Schultern herab und fegte mit seinen Enden die feuchten Breter des Fußbodens.

Die Gestalt war fahl, ekelhaft, schlotternd; sie betrachtete mit hohlen, stieren, fast wahnwitzigen Augen diesen Mönch, der sie in ihrer Nacht aufsuchte.

Regelmäßiges Stöhnen wand sich bei jedem Athemzuge aus ihrer Brust hervor, schaurig wie das Geröchel der Sterbenden. Das Leiden war so lang und so ausdauernd gewesen, daß die Klage darob regelmäßig geworden war, ein eintöniges, schmerzliches Röcheln.

Der Cardinal, obgleich wenig gefühlvoll für den Schmerz eines Anderen, ja sogar für seinen eigenen, schauderte bei diesem Anblicke vom Kopfe bis zu den Füßen und warf einen drohenden, vorwurfsvollen Blick auf die Oberin, welche murmelte:

„Das war der Befehl."

„Wessen Befehl?" fragte der Cardinal.

„Der des Urtheilsspruches."

„Wie lautet dieser Spruch?"

„Er lautet: Jacqueline Levoyer, genannt Marquise Coëtman, Frau des Isaac von Varenne, soll in ein Gemach von Stein eingesperrt werden, welches über ihr verschlossen sei, damit Niemand eindringen könne, und ihre Nahrung soll nur Wasser und Brod sein."

Der Cardinal fuhr mit der Hand über die Stirn.

Dann näherte er sich der vergitterten Oeffnung, folglich auch der Höhle, in der es neuerdings Nacht geworden war, und sprach, die Stimme dahin richtend, wo er die bleiche Gestalt gesehen hatte:

„Seid Ihr es, Jacqueline Levoyer, Frau von Coëtman?"

„Brod! Feuer! Kleider!" erwiederte die Gefangene.

„Ich frage Euch," wiederholte der Cardinal, „ob Ihr Jacqueline Levoyer seid, die Frau von Coëtman?"

„Mich friert! Mich hungert!" erwiederte die Stimme mit schmerzlichem Schluchzen.

„Antwortet erst auf meine Frage," drängte der Cardinal.

„O, wenn ich Euch sage, daß ich Die bin, die Ihr genannt habt, werdet Ihr mich Hungers sterben lassen. Schon seit zwei Tagen vergißt man mich hier trotz meines Wehgeschreies."

Der Cardinal warf einen zweiten Blick auf die Oberin.

„Der Befehl, der Befehl!" murmelte diese.

„Der Befehl war, sie mit Wasser und Brod zu ernähren, nicht aber, sie verhungern zu lassen."

„Warum beharrt sie dabei, am Leben zu bleiben?" fragte die Oberin.

Der Cardinal fühlte etwas wie einen Fluch auf seine Lippen steigen.

Er bekreuzte sich.

„Gut," sagte er zu ihr, „Ihr werdet mir sagen, von wem der Befehl gegeben wurde, sie Hungers sterben zu lassen, oder ich schwöre es bei Gott, Ihr nehmt augenblicklich ihren Platz in jenem Loche ein."

Dann kehrte er zu der Elenden zurück, welche der Gegenstand des Streites war, und sagte:

„Wenn Ihr mir sagt, daß Ihr wirklich Frau von Coëtman seid, wenn Ihr aufrichtig die Fragen beantwortet, die ich Euch zu stellen habe, so sollt Ihr in einer Stunde Kleider, Feuer und Brod haben."

„Kleider! Feuer! Brod!" rief die Gefangene, „worauf schwört Ihr das?"

„Auf die fünf Wunden unseres Herrn."

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin Priester."

„Dann glaube ich Euch nicht. Es sind die Priester und die Nonnen, die mich seit neun Jahren martern. Laßt mich sterben; ich werde nicht sprechen."

„Ich war Edelmann, bevor ich Priester wurde," rief

der Cardinal, „und ich schwöre es Euch bei dem Worte eines Edelmannes.“

„Und was geschieht, Euerer Meinung nach, Dem,“ fragte die Gefangene, „der diese beiden Eide verletzt?“

„Er verliert seine Ehre in dieser, seine Seligkeit in jener Welt.“

„Wohlan denn, ja!“ rief sie, „möge denn kommen, was da wolle, ich werde Alles sagen.“

„Und wenn ich damit, was Ihr mir sagt, zufrieden bin, so sollt Ihr zum Brod, Feuer und den Kleidern auch noch die Freiheit haben.“

„Die Freiheit!“ kreischte die Gefangene und stürzte auf die Oeffnung los, wo ihre dürre Gestalt sichtbar wurde. „Ja! ich bin Jacqueline Levoyer, Frau von Coëtman; ja, ich werde Alles sagen, Alles, Alles!“

Dann, gleichsam in einem Anfalle närrischer Freude, fuhr sie fort:

„Die Freiheit! Die Freiheit!“ Und sie heulte unter krampfhaftem Lachen, einem Lachen, welches schaudern macht, und sie rüttelte an den eisernen Stäben des Gitters mit einer Kraft, welche ihrem gebrechlichen, mageren Körper Niemand zugetraut hätte. — „Die Freiheit! O, Ihr seid also unser Herr Jesus Christus selber, da Ihr zu den Todten sprecht: Erhebet Euch und gehet hervor aus Euren Gräbern!“

„Meine Schwester,“ sagte der Cardinal und wandte sich zur Oberin, „ich will Alles vergessen, wenn ich innerhalb fünf Minuten die Werkzeuge habe, mit denen man in dieses Grab eine Oeffnung machen kann, groß genug, um jener Frau den Durchgang zu gewähren.“

„Folgt mir,“ sagte die Oberin.

Der Cardinal machte eine Bewegung.

„Entfernt Euch nicht, entfernt Euch nicht!“ rief die Gefangene; „wenn sie Euch mit wegnimmt, könnt Ihr nie mehr zurückkommen, ich werde Euch niemals wiedersehen, der

Himmelsstrahl, der in meine Hölle gefallen ist, wird verlöschen und ich muß dann zurücksinken in meine Nacht."

Der Cardinal streckte seinen Arm aus und sprach:

„Sei ruhig, ärmstes Geschöpf; mit Gottes Hilfe ist dein Märtyrerthum seinem Ende nahe."

Sie aber ergriff mit ihren fleischlosen Händen den Arm des Cardinals, hielt ihn fest zusammengepreßt wie in einem doppelten Schraubstock und rief:

„O, ich halte ihn, ich halte Euren Arm. Die erste Menschenhand, die sich mir seit neun Jahren entgegenstreckt. Die anderen alle waren Tiegerklauen. Sei gesegnet, o, sei gesegnet, Du Menschenhand!"

Und die Gefangene bedeckte die Hand des Cardinals mit Küssen.

Er hatte nicht den Muth, sie ihr zu entziehen; er rief daher seine Träger herbei und sagte den Herzueilenden, auf die Oberin deutend:

„Folget dieser Frau; sie wird Euch die Werkzeuge geben, welche nöthig sind, um dieses Grab zu öffnen. Es trägt Jedem von Euch fünf Pistolen ein."

Die beiden Männer folgten der Oberin, welche, das Licht in der Hand, sie in eine Art Keller führte, in dem man die Gartengeräthschaften aufbewahrte, und von wo sie in fünf Minuten wieder hervorkamen, der Größere eine Axt auf der Schulter, der Kleinere eine Brechstange in der Hand.

Sie pochten an die Wand und begannen an dem Orte, wo sie ihnen weniger dick schien, zu arbeiten.

„Und was soll ich jetzt thun, Monseigneur?" fragte die Oberin.

„Geht, und laßt in Eurem eigenen Zimmer Feuer machen," gebot der Cardinal, „und bereitet ein Abendessen."

Die Oberin ging. Der Cardinal konnte ihr mit den Augen folgen, denn sie nahm die brennende Wachskerze mit sich. Er sah sie in's Innere des Klosters eintreten; wahrscheinlich hatte sie nicht einmal den Gedanken, gegen das Er-

eigniß anzukämpfen, das sich da draußen vollzog. Sie wußte zu gut, daß sie bei der Lage, in der sie sich befand, trotzdem die Macht des Cardinals noch bei weitem nicht ihre höchste Stufe erreicht hatte, von Niemandem, als von ihm Gnade erwarten durfte, denn seine kirchliche Gewalt war zu jener Zeit noch bedeutend größer als seine weltliche. Kraft dieser beiden Gewalten hing das Kloster gänzlich von ihm ab: als Correctionshaus von seiner weltlichen, als Nonnenkloster von seiner geistlichen Macht.

Als die Gefangene den Widerhall der Axtschläge auf dem Steine und das Knirschen der Brechstange hörte, da erst glaubte sie, was ihr der Cardinal gesagt hatte.

„Es ist also wahr! Es ist wahr!" rief sie. „O, wer seid Ihr, damit ich Euch segne, auf dieser und auf jener Welt?"

Aber als sie hörte, daß schon die innersten Steine berührt wurden, als ihre Augen, gewöhnt an die Finsterniß, wie die Augen der Nachtraubthiere, bemerkten, wie sich nicht etwa das Licht, sondern die durchscheinendere Finsterniß, die draußen herrschte, in ihr Grab hineinstahl, und zwar durch eine andere Oeffnung, als durch das vergitterte Loch, welches ihr seit neun Jahren das einzige Licht für ihre Augen, die einzige Luft für ihre Lungen gegeben hate — da ließ sie die Hand des Cardinals los, stürzte sich auf die Oeffnung, und ergriff auf die Gefahr hin, daß ihre Hände von den Axtschlägen zerschmettert werden könnten, die wankenden Gesteine, schüttelte sie mit aller Macht und strebte sie loszureißen, um auch ihrerseits das Werk der Befreiung zu beschleunigen.

Und bevor noch das Loch groß genug war, um sie hindurchzulassen, steckte sie den Kopf durch und dann die Schultern, unbekümmert darum, daß sie sie zerfleischte, und rief ungeduldig:

„Helft mir, so helft mir doch! Zieht mich doch heraus aus meinem Grabe, meine gesegneten Befreier, meine geliebten Brüder!"

Und als sie sich mit größter Anstrengung schon zur Hälfte herausgewunden hatte, ergriffen die Männer diesen Körper, der an Kälte und Farbe dem Steine glich, aus dem er hervorzuwachsen schien, und zogen ihn an sich.

Die erste Bewegung des armen Geschöpfes, als es draußen war, als es zum ersten Male wieder mit vollen Zügen die reine Luft geathmet, als es mit einem schmerzlichen Freudenschrei die Arme zu dem Sternenhimmel emporgestreckt hatte, war, daß sie auf die Knie sank und Gott dankte, und dann, als sie zwei Schritte vor sich ihren Retter sah, streckte sie ihm die Arme entgegen und stürzte mit einem Schrei der Dankbarkeit zu ihm hin.

Aber er, ob aus Mitleid für diese halbnackte Frau oder aus Schamgefühl, hatte bereits seine Mönchskutte abgenommen, welche, um schneller an- und ausgezogen zu werden, sich vorne von oben bis unten öffnete, und breitete sie nun über ihre Schultern; während er in den Kleidern blieb, die er darunter getragen hatte, d. h. im vollständigen Cavaliercostüme von schwarzem Sammt mit veilchenblauen Bändern.

„Bedeckt Euch mit diesem Gewande, meine Schwester," sagte er, „so lange, bis die Euch versprochenen Kleider zur Stelle sind."

Dann als sie vor Gemüthsbewegung oder Erschöpfung schwankte, gab er den Trägern eine Börse, die ungefähr doppelt so viel enthalten konnte, als er ihnen versprochen, und sagte:

„Ihr guten Leute, nehmt diese arme Frau, die vor Schwäche nicht gehen kann, in Eure Arme und bringt sie in das Zimmer der Oberin."

Dann ging er in dieses Zimmer hinauf, in welchem nach dem Befehle, den er der Oberin gegeben, ein großes Feuer im Camin flackerte und zwei Kerzen auf einem Tische brannten, und sprach zur Oberin:

„Jetzt rasch Papier, Feder, Tinte und dann verlaßt uns."

Die Oberin gehorchte.

Der Cardinal blieb allein und stützte sich auf den Tisch, indem er murmelte:

„Diesmal glaube ich, daß der Geist des Herrn mit mir ist."

In diesem Momente brachte der größere der beiden Männer auf seinen Armen, wie ein Kind, die Gefangene, die völlig bewußtlos geworden war, und legte sie, in das Mönchsgewand gehüllt, in einiger Entfernung vom Feuer auf der Stelle nieder, die ihm der Cardinal mit dem Finger bezeichnete.

Dann grüßte er ehrfurchtsvoll, als wenn er, die Größe des Ranges wohl kennend, die Größe der vollbrachten That noch hinzurechnete, und ging hinaus.

VII.

Die Erzählung.

Der Cardinal blieb also mit diesem armen, leblosen Geschöpfe allein, welches man ohne das nervöse Zucken, das von Zeit zu Zeit den Mantel von grobem Tuche, in den es eingeschlagen war, bewegte, hätte für todt halten können.

Aber nach und nach machte sich der wohlthätige Einfluß des Feuers geltend; die krampfhaften Zuckungen hörten auf; zwei fleischlose Hände wie die eines Skelettes, wenn die übermäßig langen Nägel nicht angezeigt hätten, daß sie einem Körper gehörten, der das Maß irdischer Leiden noch nicht erschöpft hat, kamen aus den Aermellöchern hervor, indem sie sich instinctmäßig gegen das Feuer ausstreckten; dann richtete sich ein geisterbleicher Kopf mit tiefliegenden Augen, zurückgefallenen Lippen und festgeschlossenen Zähnen empor, wie der einer Schildkröte, die sich unter dem schützenden Schilde hervorwagt; dann kam der ganze Körper durch eine automatenartige Bewegung in eine sitzende Stellung und dumpf, wie

aus der Brusthöhle eines Gespenstes, tönten die Worte aus dem Munde der Unglücklichen:

„Feuer! Ach, wie gut doch das Feuer ist!"

Und wie ein Kind, das die Gefahr der Flamme nicht kennt, näherte sie sich derselben instinktmäßig und ließ ihre erstarrten Glieder fast durch die Hitze versengen.

„Gebt Acht, meine Schwester," sagte der Cardinal, „Ihr werdet Euch verbrennen."

Die Coëtman erbebte und drehte sich plötzlich nach der Seite um, woher die Stimme kam; sie hatte nicht gesehen, daß sich noch Jemand außer ihr im Zimmer befand, oder vielmehr, sie hatte gar nichts gesehen, als dieses Feuer, welches sie anzog und ihr einen Schwindel verursachte.

Sie blickte den Cardinal an, den sie in seinem Cavaliercostume nicht erkannte, da sie ihn in der Mönchskutte gesehen hatte.

„Wer seid Ihr?" fragte sie ihn; „ich kenne wohl Eure Stimme, aber Euch selbst kenne ich nicht."

„Ich bin Derjenige, der Euch bereits ein Kleid und Feuer gegeben hat, und der Euch nun auch Brod und die Freiheit geben will."

Sie machte eine Anstrengung, um ihre zerrütteten Gedanken zu sammeln und schien sich endlich zu erinnern.

„O ja," sagte sie, sich gegen den Cardinal wendend, „Ihr habt mir dies Alles versprochen, aber" — sie blickte um sich und senkte die Stimme — „aber werdet Ihr auch Alles halten können, was Ihr verspracht? Ich habe fürchterliche und mächtige Feinde."

„Beruhiget Euch; Ihr habt einen Beschützer, der weit fürchterlicher und mächtiger ist, als sie."

„Welchen?"

„Gott!"

Die Coëtman senkte das fahle Haupt.

„Er hat mich schon seit lange vergessen!" flüsterte sie.

„Ja! Aber wenn er sich einmal erinnert, dann vergißt er nicht mehr.“

„Ich habe großen Hunger!“ sagte sie nach einer Pause.

In diesem Augenblicke und als ob sie einen Befehl ausgesprochen hätte, der nun befolgt wurde, öffnete sich die Thür und zwei Nonnen traten ein, welche Brod, Wein, eine Schale Suppe und ein kaltes Huhn brachten.

Bei ihrem Anblicke stieß das arme Geschöpf einen Schreckensruf aus.

„O, meine Peiniger, meine Henker!“ rief sie aus, „vertheidiget mich!“ Und sie kauerte sich hinter dem Stuhle des Cardinals zusammen, wie um ihren unbekannten Beschützer zwischen sich und ihre Widersacher zu bringen.

„Wird das, was ich bringe, hinreichen?“ fragte die Oberin, welche auf der Schwelle stand.

„Ja, aber seht, welchen Schrecken die Schwestern der Gefangenen einflößen; sie mögen daher das, was sie gebracht, auf den Tisch stellen und sich zurückziehen.“

Die Nonnen stellten sofort auf das von der Gefangenen entferntere Ende des Tisches das Huhn, die Suppe, den Wein und das Brod.

In der Suppentasse befand sich ein Löffel, bei dem Huhne lagen Messer und Gabel.

„Kommt!“ sagte die Oberin zu ihren Nonnen.

Alle Drei gingen der Thür zu.

Der Cardinal machte ein Zeichen mit der Hand; die Oberin, welche bemerkte, daß dasselbe ihr galt, blieb stehen.

„Bedenkt,“ sagte Richelieu, „daß ich von Allem, was diese Frau ißt und trinkt, einen Theil versuchen werde.“

„Ihr könnt es ohne Furcht, Monseigneur,“ erwiederte die Oberin und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Die Gefangene wartete, bis sich die Thür geschlossen hatte; dann streckte sie ihren fleischlosen Arm nach dem Tische aus, den sie zugleich mit lüsternen und gierigen Blicken betrachtete.

Aber der Cardinal kam ihr zuvor; er bemächtigte sich der Tasse und trank ein oder zwei Löffel Suppe.

„Es sind bereits zwei Tage, seit Ihr nichts gegessen habt, wie Ihr mir sagtet?"

„Drei Tage, Monseigneur!"

„Warum nennt Ihr mich Monseigneur?"

„Ich hörte, daß die Oberin Euch so nannte, und dann müßt Ihr ein Großer der Erde sein, da Ihr es wagen konntet, meine Vertheidigung zu übernehmen."

„Wenn es schon drei Tage sind, daß Ihr nichts gegessen habt," sagte der Cardinal, ohne auf diese Bemerkung zu antworten, „so ist das ein Grund mehr, im Essen äußerst vorsichtig zu sein; nehmt diese Tasse, aber verzehrt die Suppe blos löffelweise."

„Ich werde thun, was Ihr befehlet, Monseigneur!"

Sie nahm gierig die Tasse aus der Hand des Cardinals und brachte den ersten Löffel Suppe zum Munde.

Aber ihr Hals war wie zugeschnürt; die Suppe konnte nur mit Anstrengung und nach vorausgegangenem heftigen Schmerze geschluckt werden.

Dabei war die Schwäche der Armen so groß, daß ein kalter Schweiß auf ihre Stirne trat und sie einer Ohnmacht nahe kam.

Der Cardinal schenkte ihr ein wenig Wein in ein Glas und nachdem er selbst davon gekostet hatte, empfahl er ihr, ihn in kleinen Zügen zu trinken.

Sie trank; ihre Wangen färbten sich mit fieberhafter Röthe, und die Hand auf die Brust pressend, sagte sie:

„O, das ist ja Feuer, was ich trinke!"

„Und nun," sagte der Cardinal, „setzt Euch ein wenig und erholt Euch; wir wollen sprechen."

Und ihr ein Fauteuil in die Kaminecke rückend, half er ihr, sich darauf niederzulassen.

Niemand, der diesen Edelmann gesehen hätte, wie er an einem hilflosen Weibe mit großer Sorgfalt Krankenwärter-

dienste verrichtete, würde in ihm den fürchterlichen Prälaten, den Schrecken von Frankreichs Adel, Den erkannt haben, der die Köpfe wie reife Aehren abmähen ließ, wenn sie sich nicht seinem Willen beugten.

Vielleicht wird man einwerfen, daß sein Interesse sich hinter seiner Barmherzigkeit verbarg.

Aber dann würden wir antworten, daß die Grausamkeit in der Politik zur Gerechtigkeit wird, wenn sie sich als nothwendig erweist.

„Ich habe noch immer sehr großen Hunger," sagte das arme Weib, einen heißverlangenden Blick auf die noch auf dem Tische stehenden Speisen werfend.

„Sogleich werdet Ihr etwas essen dürfen; Ihr sehet, ich habe mein Wort gehalten; Ihr seid erwärmt, habet ein Kleid, habt gegessen, seid frei; nun haltet auch Ihr Euer Versprechen."

„Was wollt Ihr wissen, Monseigneur?"

„Wie habt Ihr Ravaillac kennen gelernt und wo war es, daß Ihr ihn das erste Mal sahet?"

„In Paris, bei mir! Ich war in allen Dingen die Vertraute der Frau Henriette d'Entragues. Ravaillac war aus Angoulême und wohnte daselbst; er hatte eine Stelle im Dienste des Herzogs von Epernon. Er bestand dort zwei schlimme Abenteuer. Eines Mordes wegen war er ein Jahr im Gefängniß und kaum hatte er es verlassen, als er Schulden halber wieder hineinwandern mußte."

„Habt Ihr jemals von seinen Visionen gehört?"

„Er erzählte sie mir selbst. Die erste und bedeutendste war folgende: Einst, als er mit gesenktem Kopfe Feuer anzündete, sah er eine Weinrebe, die er in der Hand hielt, sich verlängern und die Gestalt verändern. Die Rebe wurde zu der geheiligten Posaune des Erzengels, setzte sich von selbst an Ravaillac's Lippen, und ohne daß derselbe nöthig hatte, hineinzublasen, blies sie die Fanfare zu dem heiligen Kriege,

während links und rechts aus seinem Munde Ströme von Hostien quollen."

„Studirte er nicht Theologie?" fragte der Cardinal.

„Er begnügte sich damit, die einzige Frage zu studiren: „Von dem Rechte, welches jeder Christ hat, einen König umzubringen, der ein Feind des Papstes ist." — Der Herzog von Epernon wußte, daß Ravaillac ein religiös gesinnter Mensch sei und daß er von dem Geiste des Herrn heimgesucht würde; er wußte ebenso auch, daß er Schreiber bei seinem Vater, einem Sollicitator, gewesen war; als er aus dem Gefängnisse entlassen wurde, schickte ihn der Herzog daher nach Paris, um dort für ihn einen Proceß zu verfolgen, den er zu führen hatte. Da Ravaillac auf der Reise nach Paris durch Orleans kommen mußte, gab der Herzog von Epernon ihm ein Empfehlungsschreiben an Herrn von Entragues und dessen Tochter Henriette mit, und von diesen erhielt er an mich einen Brief, durch den sie mich baten, ihn bei mir wohnen zu lassen."

„Welchen Eindruck machte er auf Euch, als Ihr ihn das erste Mal sahet?" fragte der Cardinal.

„Ich erschrak vor ihm; er war ein großer, stark gebauter Mann mit einem verschlagenen Gesichte; ich glaubte Judas vor mir zu sehen; aber als ich den Brief Henriettens gelesen hatte, welche ihn als einen frommen Mann schilderte, als ich mich selbst von seiner Sanftmuth überzeugt hatte, da verlor ich alle Furcht vor ihm."

„Ging er nicht von Euch aus nach Neapel?"

„Ja, für den Herzog von Epernon; er wohnte dort bei einem gewissen Hebert, dem Secretär des Herzogs von Guise, und diesem kündigte er zuerst an, daß er den König ermorden würde."

„Ja, ich weiß das schon; ein gewisser Latil hat es mir umständlich erzählt; kennt Ihr vielleicht diesen Latil?"

„O ja, er war Page des Herzogs; er muß auch sehr viel von diesen Undingen zu erzählen wissen."

„Was er wußte, das hat er mir gesagt. Fahrt fort.“

„Ich habe großen Hunger.“

Der Cardinal schenkte ihr ein zweites Glas Wein ein und erlaubte ihr, ein wenig Brod in dasselbe zu tauchen. Nachdem sie von dem Weine getrunken und von dem Brote gegessen hatte, fühlte sie sich bedeutend gekräftigt.

„Ihr sahet ihn bei seiner Rückkehr von Neapel?“ fuhr der Cardinal in seinem Verhöre fort.

„Wen? Ravaillac? Ja! Er sagte mir zweimal, am Tage der Himmelfahrt Christi und am Frohnleichnamstage, daß er fest entschlossen sei, den König zu tödten.“

„Was für eine Miene hatte er, als er Euch dieses Geständniß machte?“

„Er weinte,“ indem er sagte, „daß sich Zweifel in ihm erhöben, daß er aber gezwungen würde.“

„Durch wen?“

„Durch die Erkenntlichkeit, die er dem Herzoge von Epernon schulde, der den König tödten lassen wollte, um die Königin-Mutter aus der Gefahr zu ziehen, in der sie sich befände.“

„Und in welcher Gefahr befand sich die Königin-Mutter?“

„Der König wollte Concini und seiner Gattin den Proceß wegen Ehebruch machen, und Erstern hängen lassen, Letztere aber nach Florenz zurückschicken.“

„Und was beschlosset Ihr, nachdem er Euch dieses Geständniß gemacht hatte?“

„Da Ravaillac damals noch nicht wußte, daß auch die Königin im Complotte sei, so dachte ich daran, ihr Alles zu sagen. Der König, an den ich mich zu wiederholten Malen wegen einer Audienz gewendet, hatte nicht geantwortet; er dachte damals an andere Dinge, da er zu jener Zeit auf das Heftigste in die Prinzeß von Condé verliebt war. Ich schrieb also an die Königin, und zwar dreimal, daß ich ihr eine für das Wohl des Königs wichtige Nachricht mitzutheilen hätte,

und mich erböte, dafür alle Beweise zu liefern. Die Königin ließ mir antworten, daß sie mich hören wolle, daß ich jedoch drei Tage warten solle. Die drei Tage gingen vorüber; am vierten reiste sie nach St. Cloud."

„Durch wen ließ sie Euch dies sagen?"

„Durch Vauthier, der zu jener Zeit ihr Apotheker war."

„Was für eine Idee kam Euch sodann?"

„Daß Ravaillac sich täusche, und die Königin selber im Complott sei."

„Und dann?"

„Dann war ich entschlossen, den König um jeden Preis zu retten; ich ging daher zu den Jesuiten in der Rue St. Antoine und fragte nach dem Beichtvater des Königs."

„Wie wurdet Ihr dort empfangen?"

„Sehr schlecht."

„Fandet Ihr den Pater Cotton?"

„Nein, er war ausgegangen; ich wurde an seiner Stelle von einem seiner Vertrauten empfangen, der mich nach meinem Begehren fragte. Ich sagte es ihm offen. Er bemerkte mir, daß ich eine Schwärmerin sei."

„So benachrichtigt wenigstens den Beichtvater des Königs von dem, was ich Euch sagte!" bat ich ihn.

„Wozu sollte das gut sein?"

„Aber wenn man den König tödtet!" schrie ich.

„Kümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten!" gab er mir zur Antwort.

„Nehmet Euch in Acht," sagte ich, „wenn dem Könige ein Unglück widerfährt, würde ich zu den Richtern gehen und ihnen Eure Weigerung erzählen."

„Nun, so suchet Cotton auf!"

„Wo ist er?"

„In Fontainebleau; aber es ist unnöthig, daß Ihr dahin gehet; ich werde ihn selbst aufsuchen."

Da ich seinem Worte nicht traute, wollte ich am andern

Tage eben einen Wagen nach Fontainebleau miethen, als ich verhaftet wurde."

„Und wie hieß jener Jesuit, mit dem Ihr spracht?"

„Pater Philipp.

„Aus dem Gefängnisse schrieb ich noch zweimal an die Königin, und ich bin überzeugt, daß einer der Briefe ihr zugekommen ist."

„Und der andere?"

„Den andern hatte ich an Sully adressirt."

„Durch wen sandtet Ihr ihn?"

„Durch Fräulein von Gournay."

„War das nicht eine alte Jungfer, die Verse machte?"

„So ist es, Monseigneur. Sie suchte Sully im Arsenal auf, aber da in dem Briefe die Namen Epernon und Concini standen, wagte er nicht, ihn dem Könige zu zeigen. Er sagte Sr. Majestät nur, daß er wiederum Nachricht von einer Verschwörung erhalten habe, aber der König wurde zu jener Zeit so sehr mit ähnlichen Nachrichten überhäuft, daß er die Achseln zuckte, worauf Sully den Brief dem Fräulein von Gournay mit dem Bemerken zurückgab, daß er keinen Glauben verdiene."

„Welches Datum trug dieser Brief?"

„Er war vom 10. oder 11. Mai."

„Glaubet Ihr, daß Fräulein von Gournay den Inhalt des Briefes kannte?"

„Es ist möglich; ich habe sie nicht wiedergesehen. Ich wurde aus meinem Gefängnisse Nachts entführt. Ich zählte damals noch die Tage; es war am 28. October 1619. Ein Huissier trat in meine Zelle, hieß mich aufstehen und las mir einen Spruch des Parlaments vor, welches mich verurtheilte, den Rest meines Lebens in einer Zelle ohne Thür und mit einer vergitterten Oeffnung als Fenster zuzubringen und zur Nahrung nichts als Brod und Wasser zu erhalten.

„Ich fand es schon hart und ungerecht, im Gefängnisse zu schmachten, weil ich den König retten wollte; diese neue

Verurtheilung vernichtete mich; während ich sie anhörte, fiel ich ohnmächtig auf das Steinpflaster meines Kerkers nieder.

„Ich war damals siebenundzwanzig Jahre alt, und wie viele Jahre des Leidens standen mir noch bevor!

„Während meiner Ohnmacht wurde ich ergriffen und in einen Wagen gebracht. Die frische Luft, welche mir über das Gesicht strich, brachte mich zu mir.

„Ich saß zwischen zwei Polizeigefreiten, deren jeder eine meiner Hände mittelst einer kleinen Kette gefesselt hielt; als Kleidung trug ich eine Art Kutte von schwarzem Wollstoff, deren letzte Lumpen ich noch auf meinem Körper habe.

„Ich wußte, daß man mich in das Kloster der Büßerinnen bringen würde, aber ich kannte diesen Orden nicht einmal dem Namen nach, und wußte auch nicht, wo sich das Kloster befinde.

„Endlich rollte der Wagen durch einen Thorweg und in einen Hof ein, wo er stillhielt.

„Wir befanden uns vor jenem Grabe, aus dem Ihr mich befreit habt. In demselben war eine Oeffnung, durch welche man mich hineingehen hieß, während einer der Leute, die mich gebracht hatten, die Zelle nach mir betrat.

„Ich war halbtodt, und leistete keinen Widerstand; man brachte mich in den Hintergrund dieses Grabes, welches, nachdem der eine Wächter, welcher mit mir eingetreten war, mich wieder verlassen hatte, sofort zugemauert wurde.

„Als ich die Hammerschläge hörte, erwachte ich zum Leben; ich stieß einen Schreckensschrei aus, und wollte mich ins Freie stürzen, aber ich war durch die Kette zurückgehalten, die man zur größeren Vorsicht um meinen Hals geschlungen hatte; ich versuchte mich mit dieser Kette zu erdrosseln, aber auch das ging nicht, da dieselbe keinen laufenden Knoten hatte. Da endlich die Kette losgelassen wurde, welche einer der draußenstehenden Wächter an ihrem Ende hielt, sprang ich auf die Oeffnung zu, aber man hatte bereits Zeit gehabt, sie zu drei

Viertheilen zu vermauern. Ich steckte meine Hände durch die nun schon sehr klein gewordene Oeffnung, um dieses frische Bauwerk zu zerstören, da warf einer der Maurer Mörtel auf eine dieser Hände und der andere legte einen schweren Ziegelstein darauf. Ich war wie in einer Falle gefangen.

„Ich schrie, ich weinte; ich übersah sofort die neue Strafe, die ich mir selbst durch meine Angst zugezogen hatte; ich bat um Gnade, da hob man den Stein von meiner bereits eingemauerten Hand, und erschöpft durch die entsetzlichen Aufregungen, fiel ich von Neuem ohnmächtig nieder. Während meiner Ohnmacht wurde das gräßliche Werk vollbracht.

„Als ich wieder zu mir kam, war die Pforte vermauert; ich war lebendig begraben.

„Das Urtheil des Parlaments war vollzogen.

„Während der ersten acht Tage rasete ich; ich wälzte mich auf dem Boden und stieß entsetzliche Schreie aus; ich aß nicht und wollte verhungern; ich dachte, daß ich die Kraft dazu haben würde; aber der Durst besiegte mich. Meine Kehle brannte entsetzlich, ich trank einen Schluck Wasser und hatte mich damit wieder dem Leben in die Arme geworfen.

„Dann sagte ich mir, daß dem Allen ein Mißverständniß zu Grunde liegen müsse, das sich eines Tages aufklären würde; daß es unmöglich sei, mich zu strafen, da ich dem Könige Heinrich IV. das Leben hatte retten wollen, ja mich grausamer zu strafen, als man seinen Mörder gestraft hatte, dessen Marter ja nur eine Stunde dauerte, während die meinige eine Ewigkeit dauern muß.

„Aber auch diese Hoffnung sollte erlöschen.

„Als ich entschlossen war, am Leben zu bleiben, verlangte ich ein wenig Stroh zu meinem Lager, aber die Oberin gab zur Antwort, daß hiervon das Urtheil des Parlamentes nichts erwähnte; man verweigerte mir also, was man den niedrigsten Hausthieren gern bewilligt, einen Arm voll Stroh.

„Ich hatte gehofft, daß, wenn erst die kalten und lan-

gen Winternächte hereinbrächen, ich vor Kälte sterben würde, und ich hatte gehört, daß das Erfrieren ein sehr angenehmer Tod sei. Auch schlief ich während des ersten Winters oft ein, oder vielmehr ich wurde vor Kälte ohnmächtig. Ich erwachte dann erstarrt, gelähmt, aber — ich erwachte.

„Ich sah den Frühling wiederkehren mit seinen Blumen, seinen Düften, seinen lauen Winden, die bis in das Innere meines Grabes drangen; ich kehrte ihnen mein in Thränen gebadetes Gesicht zu, denn der Frühling hatte meine Thränenquellen, die im Winter versiegt waren, wieder erschlossen.

„Es würde mir schwer sein, Euch zu schildern, Monseigneur, in welche süße Melancholie mich der erste Sonnenstrahl versetzte, der in meine Zelle drang; ich breitete ihm meine Arme entgegen, ich versuchte ihn zu haschen, ihn an mein Herz zu pressen; ach, er entschlüpfte mir wie meine Hoffnungen, deren Symbol er mir zu sein schien.

„Während der ersten vier Jahre und auch in einem Theile des fünften verzeichnete ich die Tage auf der Mauer meines Gefängnisses durch Striche, die ich mit einem Glasscherben machte, den ein Straßenjunge nach mir geworfen hatte. Aber als ich zum fünften Male den Winter wiederkehren sah, verließ mich der Muth; wozu sollte ich die Tage meines hoffnungslosen Lebens zählen? Das Beste, was ich thun konnte, war — Alles zu vergessen und weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft zu denken.

„Da ich stets auf dem nackten feuchten Boden schlief, fingen nach Verlauf eines Jahres meine Kleider an sich abzunützen; als zwei Jahre vorüber waren, zerrissen sie wie feuchtes Papier und fielen in Lumpen von meinem Körper herab. Ich wartete die äußerste Nothwendigkeit ab, um andere Kleider zu verlangen; aber wieder lautete die Antwort, daß ich nach dem Urtheile des Parlaments blos Brot und Wasser bekommen sollte, und kein Recht hätte, irgend etwas Anderes zu fordern.

„Abermals nahte der Winter und ich war beinahe nackt; ich sollte diese schrecklichen Nächte, denen ich kaum in meinen schützenden Kleidern widerstanden hatte, nun unbekleidet ertragen; ich sammelte die Lumpen und klebte sie so zu sagen auf meinen Körper, aber sie fielen stets immer wieder von mir ab, wie die geborstene Rinde von einem alten Baumstamme. Von Zeit zu Zeit kamen Priester, um mich durch mein Luftloch zu betrachten. Die ersten, welche ich sah, flehte ich an; ich nannte sie die Diener des Herrn, die Engel der Menschheit. Sie lachten mich aus. Seitdem ich nackt war, kamen noch mehr wie zuvor, aber ich sprach nicht mehr zu ihnen und so viel ich es vermochte verhüllte ich mich mit meinen Haaren und meinen Händen. Nun begann für mich ein vollkommen thierisches Leben; ich dachte nicht mehr, ich aß, ich trank, ich kämpfte gegen die Kälte, ich schlief, wenn es möglich war; während ich schlief, fühlte ich wenigstens nicht, daß ich lebte.

„Vor drei Tagen brachte man mir meine Nahrung nicht zur gewöhnlichen Stunde; ich glaubte, daß dies eine unfreiwillige Vergessenheit sei und erwartete den Abend. Der Abend kam, ich hatte Hunger, ich rief, man antwortete mir nicht. In der Nacht konnte ich, obwohl ich bereits gewaltig litt, noch schlafen. Kaum brach aber der Tag an, als ich schon bei dem Gitter war und sehnsüchtige Blicke nach außen warf, um zu sehen, ob mir mein Brod gebracht würde. Es kam Niemand; Nonnen gingen vorüber, ich rief ihnen zu, aber sie drehten nicht einmal den Kopf nach mir um und beteten ihren Rosenkranz ruhig weiter. Wieder kam die Nacht, und nun fing ich an, zu begreifen, daß man mich verhungern lassen wollte. Obwohl ich den Tod als ein ungeheures Glück betrachten mußte, fürchtete ich ihn dennoch.

„In dieser zweiten Nacht vermochte ich blos eine oder zwei Stunden zu schlafen und während dieses kurzen Schlummers hatte ich entsetzliche Träume; dann wurde ich durch fürchterliche Magenkrämpfe geweckt. Der Tag kam, aber ich

erhob mich nicht mehr von meinem Lager, um nach meiner Nahrung umzublicken; ich wußte wohl, daß sie nicht kommen würde; der Tag verstrich unter meinem Geschrei; ich schrie nicht mehr nach Brod, sondern aus Schmerz, doch Niemand hörte auf mich.

„Ich versuchte mehrmals zu beten, aber vergebens; ich fand das Wort „Gott“ nicht, welches mir jetzt wie von selbst auf die Lippen tritt.

„Der Tag verstrich, die Nacht warf ihre Dunkelheit zuerst in mein Grab, dann in den Klosterhof. Ich stand eine entsetzliche Angst aus, denn ich fühlte den Tod mit seinen Schrecken nahen. Ich hatte nicht mehr Kraft genug, zu schreien; ich stöhnte.

„Während meiner Angst zählte ich die Stunden; der Klöppel der Glocke, der sie verkündete, schien an meine Hirnschale zu schlagen, und Millionen Funken aus derselben zu locken. Mitternacht war vorüber, als das Geräusch eines Thores, welches man öffnete und wieder schloß, ein um diese Stunde in diesem Gebäude ungewöhnliches Geräusch, an mein Ohr drang; ich schleppte mich zu dem Fenster meiner Zelle und hielt mich mit beiden Händen und mit den Zähnen am Gitter fest, um nicht umzusinken. Ich sah ein Licht, welches von der Freitreppe in den Hof herabkam und sich mir näherte. Einen Augenblick lang hoffte ich, aber als ich sah, daß der Mann, der in der Begleitung der Oberin kam, ein Mönch sei, war meine Hoffnung zu Ende, meine Hände ließen die Gitterstangen los und ich kauerte mich in den Winkel, wo Ihr mich fandet.

„Es war Zeit! Einige Stunden später hättet Ihr nur noch meinen Leichnam gefunden! —“

Als hätte sie das Ende dieser schaurigen Erzählung abgewartet, und vielleicht war dies wirklich der Fall, bei den letzten Worten der Frau Coëtman trat die Oberin auf die Schwelle des Gemaches.

„Die Befehle Monseigneurs?“ fragte sie.

„Zuerst,“ sagte der Cardinal, „eine Frage, und auf diese muß, wie ich es Euch schon einmal gesagt habe, genau und der Wahrheit gemäß geantwortet werden.“

„Ich erwarte die Frage, Monseigneur!“ sagte die Oberin, sich verbeugend.

„Wer kam, um Euch zu sagen, daß man darüber staune, daß diese arme, lebendig begrabene, halbnackte, nur von Wasser und Brod sich nährende Frau so lange lebe?“

„Es ist Monseigneur, welcher mir zu reden befiehlt?“ sagte die Oberin.

„Ich bin es, der kraft meiner doppelten Gewalt Euch sagt, daß ich es wissen muß, wer den Tod dieses Weibes befahl.“

„Es ist Monsieur Vauthier, der Astrolog und Arzt der Königin-Mutter.“

„Gut,“ sagte der Cardinal, „es ist nöthig, daß der Wunsch dieses würdigen Mannes erfüllt werde. Für alle Welt, ausgenommen für Euch und für mich, ist Frau von Coëtman todt. Ihr habet heute Nacht ihren Kerker geöffnet, um ihre Leiche einscharren zu lassen, und nun lasset Ihr wirklich ein Begräbniß veranstalten und begrabet einen Stein, ein Stück Holz, oder eine Leiche, die Ihr dem ersten besten Spitale entnehmen könnt; das ist Eure Sache.“

„Der Befehl Monseigneurs wird pünctlich vollzogen werden.“

„Drei Eurer Untergebenen wissen um das Geheimniß: die Pförtnerin, die uns öffnete, und die zwei Schwestern, welche das Abendessen gebracht haben.

„Ihr werdet ihnen erklären, wie es Denen ergeht, welche reden, während sie schweigen sollen. Uebrigens werdet Ihr das Beispiel dieser Unglücklichen vor Augen haben.“

Und er bezeichnete mit seinem weißen, dürren Finger Frau von Coëtman.

„Ist das Alles, Monseigneur?“

„Es ist Alles! Nun könnt Ihr beim Hinabgehen den

Trägern meiner Sänfte sagen, daß ich in einer Viertelstunde noch eine zweite Sänfte brauchen werde, welche mit Vorhängen versehen und versperrbar ist."

„Ich werde die Befehle Monseigneurs den Leuten überbringen."

„Und nun," sagte der Cardinal in seinem heitersten Tone zu Frau von Coëtman, „nun glaube ich, daß Ihr so weit hergestellt seid, um einen Flügel dieses Huhnes essen und ein halbes Glas Wein auf die Gesundheit unserer guten Oberin trinken zu können."

Drei Tage später schrieb der Chronist L'Etoile nach den Mittheilungen, die ihm von der Oberin gemacht wurden, folgende Notiz in sein Tagebuch:

„In der Nacht vom 13. zum 14. December starb in einem Verließe, das für sie in dem Kloster der Büßerinnen erbaut worden war, und welches sie seit neun Jahren, das heißt seit dem Urtheile des Parlaments, welches sie zu lebenslänglichem Kerker bei Wasser und Brod verdammte, nicht verlassen hatte, Jacqueline Levoyer, auch Frau von Coëtman genannt, welche im Verdachte stand, die Mitschuldige Ravaillac's bei der Ermordung unseres guten Königs Heinrich IV. gewesen zu sein. Sie wurde in der folgenden Nacht auf dem Friedhofe des Klosters begraben."

VIII.

Maximilian von Béthune, Herzog von Sully, Baron von Rosny.

Während der ganzen Zeit, welche die Erzählung der Frau von Coëtman in Anspruch genommen hatte, war der Cardinal mit großer Aufmerksamkeit dieser Leidensgeschichte gefolgt, aber wenn auch fast aus jedem Worte des armen Opfers ein moralischer Beweis für die Mitschuld Concini's,

des Herzogs von Epernon und der Königin-Mutter an der Ermordung des Königs sich ergab, so fehlte noch immer ein materieller, handgreiflicher, unwiderlegbarer Beweis dieser Mitschuld.

Was aber klarer als der Tag, strahlender als der Krystall war, das war die Unschuld der Frau von Coëtman, ja ihr Eifer, den Königsmord zu verhindern, ein Eifer, den sie mit neun Jahren Gefängniß in der Conciergerie und neun Jahren Begrabensein in dem Kloster der Büßerinnen bezahlen mußte.

Was dem Cardinal noch zu erlangen übrig blieb, was er sich um jeden Preis verschaffen mußte, da das Protokoll über den Proceß Ravaillac verbrannte, das war jenes Blatt Papier, auf welchem auf dem Schaffot die letzten Geständnisse des Mörders niedergeschrieben wurden.

Aber hierin lag die Schwierigkeit, wir möchten sagen: die Unmöglichkeit. Nach dieser Richtung hin hatte der Cardinal eigentlich seine Nachforschungen begonnen, war aber auf ein Hinderniß gestoßen, von dem er sich selbst sagte, daß es beinahe unüberwindlich sei.

Wir glauben erwähnt zu haben, daß dieses lose Blatt Papier in den Händen des Berichterstatters des Parlaments, Messire Joly von Fleury, geblieben war. Unglücklicherweise war dieser seit zwei Jahren todt, und der Cardinal hatte erst nach dem Ausgange des Prozesses von Chalais, bei seiner Rückkehr von Nantes, daran gedacht, Beweise für die Mitschuld der Königin-Mutter an Heinrich's IV. Ermordung zu sammeln, da er bei Gelegenheit dieses Processes erst den ganzen Umfang des Hasses kennen lernte, womit Maria von Medicis gegen seine Person erfüllt war.

Messire Joly von Fleury hinterließ einen Sohn und eine Tochter.

Der Cardinal hatte sie Beide in sein Cabinet rufen lassen und sie über die Existenz dieses für ihn und selbst für die Geschichtschreibung so wichtigen Blattes befragt.

Aber dieses Papier befand sich nicht mehr in ihren Händen und war auf folgende Weise aus ihrem Besitze gekommen:

Im Monat März des Jahres 1617, d. h. vor etwa eilf Jahren, hatte sich ein junger Mensch, der etwa fünfzehn bis sechzehn Jahre zählen mochte, und von einem um zehn oder zwölf Jahre älteren Gefährten begleitet war, dem Messire Joly von Fleury vorgestellt. Er war ganz schwarz gekleidet und trug einen Hut mit breiter, herabgeschlagener Krämpe.

Der Berichterstatter des Parlaments, welcher die Beiden in seinem Cabinet empfing, unterhielt sich daselbst mit ihnen etwa eine Stunde lang, dann begleitete er sie mit allen Zeichen einer großen Ehrerbietung die Treppe hinab, bis vor die Hausthüre, wo eine Carosse, in jener Zeit noch eine Seltenheit, auf sie wartete, und des Abends, als man das Nachtmahl eingenommen hatte, sagte der würdige Beamte zu seiner Familie:

„Meine Kinder, wenn nach meinem Tode sich Jemand an Euch wegen eines gewissen losen Papierblattes wendet, auf welchem die letzten Geständnisse Ravaillac's verzeichnet sein sollten, so saget, daß es sich nicht mehr in Eurem Besitze befinde, oder besser noch, daß ein solches Papier niemals existirt hat.“

Der Cardinal hatte also fünf bis sechs Monate vor der Zeit, in welcher unsere Erzählung begann, die beiden Geschwister in sein Cabinet kommen lassen, und diese versuchten zufolge des ihnen von ihrem Vater ertheilten Rathes zuerst zu läugnen; als sie aber, durch die Fragen des Cardinals gedrängt, nicht mehr auszuweichen vermochten, hatten sie ihm nach einer kurzen Berathung Alles gesagt.

Allein sie wußten durchaus nicht, wer die beiden geheimnißvollen Besucher gewesen waren, welche allem Anscheine nach das wichtige Schriftstück von Messire Joly von Fleury erhalten hatten.

Sechs Monate später bewog, wie wir gesehen haben, die Größe der Gefahr, in der er selbst schwebte, den Cardinal, seine Nachforschungen wieder aufzunehmen.

Mehr als jemals war ihm dieses Document nöthig, um die Schanze, die er zu seinem Schutze gegen die Angriffe Maria's errichtet hatte, zu vervollständigen, mehr als jemals aber mußte er verzweifeln, es zu erlangen.

Indessen that, der Bemerkung Pater Joseph's zufolge, die Vorsehung so viel für den Cardinal, daß man sich der Hoffnung hingeben durfte, sie werde nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

Mittlerweile wollte sich Richelieu gleichsam als Nebenbeweis jenen Brief verschaffen, welchen Frau von Coëtman an den König geschrieben und durch Fräulein von Gournay an Sully übersandt hatte. Dieser Brief mußte sich entweder in den Händen der Gournay oder Sully's befinden.

Dies war übrigens leicht zu erfahren. Der alte Minister oder vielmehr der alte Freund Heinrich's IV. lebte noch; er bewohnte im Sommer das Schloß Villebon, im Winter sein Hôtel in der Rue St.-Antoine. Man versicherte, daß er, gegetreu seinen Gewohnheiten der Arbeitsamkeit, stets des Morgens um fünf Uhr bereits in seinem Arbeitscabinet sich befinde.

Der Cardinal zog, während die Coëtman sich an den Speisen und an dem Weine labte, aus der Tasche eine prachtvolle Uhr; sie zeigte die vierte Morgenstunde.

Er ließ sich nach seiner Wohnung bringen, um daselbst einen Hut zu holen, ließ seinen täglichen Tischgenossen Mulet, den Almosenier, und La Follone, den Schmarotzer Sr. Eminenz, benachrichtigen, daß er sie zum Frühstück erwarte, und seinen Narren Bois-Robert, daß man mit ihm plaudern wolle; dann ließ er sich nach dem Hôtel Sully bringen, wo er um fünf Uhr ankam.

Er klopfte an das Thor, wo ihm ein Schweizer öffnete.

Benützen wir diesen Besuch, den der verkannte Minister der Zukunft dem ein wenig überschätzten Minister der Vergangenheit abstattete, um den Leser mit einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten bekannt zu machen, welche zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebten, mit einer Persönlichkeit, welche von den Geschichtschreibern schlecht erfaßt und noch schlechter geschildert worden ist, da sie sich begnügt haben, ihr so zu sagen in's Gesicht zu sehen, sie daher einseitig zu beurtheilen, während sie hätten suchen sollen, sie aus verschiedenen Gesichtspuncten zu betrachten.

Maximilian von Béthune, Herzog von Sully, der zu der Zeit, von welcher wir erzählen, sein 68. Jahr erreicht hatte, gab sich in Bezug auf seine Geburt eigenthümlichen Anschauungen hin. Anstatt, wie sein Vater und sein Großvater, sich einfach von dem Grafen Béthune von Flandern abstammen zu lassen, hatte er sich einen Stammbaum gebildet, zufolge dessen er von einem Schotten Namens Bethun abstammen sollte, was ihm den Vortheil verschaffte, den Erzbischof von Glasgow in Briefen seinen Vetter nennen zu können. Er hatte noch die zweite Marotte, mit dem Hause Guise durch die Familie Coucy verschwägert sein zu wollen, woraus er das Recht ableitete, den Kaiser von Oesterreich und den König von Spanien als seine Verwandten zu betrachten.

Sully, den man den Herrn von Rosny nannte, war trotz seiner Verwandtschaft mit dem Erzbischof von Glasgow, mit dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Spanien, ein ganz unbedeutender Mensch. Gabriele d'Estrées glaubte in ihm einen treuergebenen Diener zu gewinnen; sie hatte sich außerdem über die derbe Freimüthigkeit des Herrn von Sancy, des Oberintendanten der Finanzen, zu beklagen und erlangte daher von Heinrich IV., daß Sancy, der schlechte Hofmann, Sully Platz mache. Heinrich IV., dessen größter Fehler darin bestand, in Beziehung auf seine Geliebten vergeßlich bis zur Undankbarkeit und schwach bis zur Feigheit zu sein — Heinrich IV., sagen wir, erinnerte sich unter

dem Drucke, den Gabriele auf ihn ausübte, nicht mehr daran, daß Sancy, um die Schweizer für ihn zu gewinnen, den schönen Diamant verpfändet hatte, der noch heute seinen Namen trägt und jetzt zu den Krondiamanten Frankreichs gehört.

Durch die Opfer, welche der Oberintendant Frankreich brachte, war er selbst arm geworden, während sein Nachfolger im Amte sich bereicherte. Heinrich IV. sah sich dadurch gezwungen, ihm das zu gewähren, was man damals ein Decret des Verbotes nannte und was nichts Anderes ist, als was man gegenwärtig einen Indult gegen die Gläubiger nennt. Der gute Sancy, der sehr spaßhaften Charakters war, machte sich daher zuweilen den Scherz, sich durch einen oder den andern seiner Gläubiger verhaften und bis zur Thür des Gefängnisses führen zu lassen. Hier zeigte er dann sein Decret den Gerichtsboten, machte ihnen eine höfliche Verbeugung und ging davon, indem er es ihnen überließ, welchen Weg sie einzuschlagen für gut befinden würden.

Aber das Erste, was Sully that, als die Zeit gekommen war, der schönen Beschützerin seine Erkenntlichkeit zu beweisen, war, daß er undankbar wurde, und Heinrich IV. fand, als er den Wunsch hegte, Gabriele zu heiraten, in ihm den eifrigsten Gegner dieses Planes.

Diese Absicht Heinrich's IV., Gabriele zu heiraten, war übrigens nicht die bloße Phantasie eines Verliebten.

Er wollte Frankreich eine Französin zur Königin geben; eine solche hatte auf dem Throne der Lilien noch nie gesessen.

Heinrich IV. verhehlte es sich, mit seinem trefflichen politischen Verständnisse, mit dem vollsten Bewußtsein seiner Schwäche gegenüber den Weibern, keinen Augenblick, daß, welches Weib er auch heirate, dasselbe einen großen Einfluß auf die Geschicke Frankreichs haben würde. Wenn er auch in den zwei Stunden, die er den Geschäften täglich zu widmen pflegte, die wichtigsten Fragen durch Befehle kurz angebundener militärischer Art zu lösen versuchte, so wußte doch Jeder-

mann, daß, wenn er commandirte, ein Obergeneral in Gestalt einer Frau da war, die von ihrem Schlafzimmer aus den König am Gängelbande hielt.

Die Heirat eines solchen Königs war, wie man sieht, eine höchst wichtige Staatsangelegenheit.

Für die Spanier war es von geringer Wichtigkeit, bei Arques oder Ivry besiegt worden zu sein, wenn eine Königin, welche der Geburt oder dem Geiste nach Spanierin war, Gabriele bei Seite schob, indem sie sich in das Schloß des Königs und von hier aus ihre Hand auf das Königreich legte.

Als Heinrich IV. sich entschlossen hatte, sich wieder zu verheiraten, war er fast der einzige Souverän in Europa, welcher den Degen führte, der einzige Sieger, der auf einem Throne saß. Dieser Degen, der Degen Frankreichs, durfte Heinrich IV. nicht von einer Ausländerin unter dem Kopfkissen weggezogen werden.

Ein großer Politiker, ein genialer Mensch, Richelieu zum Beispiel, hätte das begriffen; Sully begriff es nicht.

Sully, welcher durch seine blauen Augen und seine noch im achtundsechzigsten Lebensjahre rosigen Wangen jene Behauptung rechtfertigte, daß er aus schottischem Blute stamme, war allgemein und selbst von seinem Könige, mehr gefürchtet als geliebt; er verbreitete Schrecken nach allen Seiten hin, und seine Augen flößten ebensoviel Furcht ein, wie seine Handlungen.

Er war vor Allem Soldat und hatte einen guten Theil seines Lebens auf Feldzügen und Schlachtfeldern zugebracht; er hatte eine energische, thätige und vor Allem sparsame Hand. Er hielt mit dieser Hand, welche Alles zu centralisiren verstand, den Krieg, die Finanzen und die Marine. Die Artillerie allein war ihm entschlüpft; Gabriele hatte die Thorheit begangen, den Platz eines Großmeisters derselben durch Heinrich IV. ihrem Vater, einem höchst mittelmäßigen Menschen, verleihen zu lassen.

Sully suchte nur eine Gelegenheit, undankbar zu sein; sie wurde ihm hierdurch geboten und er ergriff sie.

An dem Tage, wo jenes Decret eines Großmeisters der Artillerie unterzeichnet worden war, hatte Gabriele so zu sagen ihre Demission als Königin von Frankreich gegeben.

Heinrich IV. hatte ihre zwei Söhne anerkannt, ihnen den Prinzentitel verliehen und sie auch unter diesem Titel in die Taufregister eintragen lassen. Als der Staatssecretär den Taufschein der „Kinder Frankreichs" an Sully schickte, sendete dieser denselben zurück, indem er sagte:

„Es gibt jetzt keine Kinder Frankreichs!"

Der König wagte es nicht, zu widersprechen.

Sully hatte eine eigene Art, seinen Gebieter, den König, zu erforschen. Vielleicht hätte er nachgegeben, wenn Heinrich IV. auf seiner Forderung bestand, so aber gab Heinrich IV. nach und daraus schloß Sully, daß er doch Gabriele nicht so sehr liebe, als er selbst sich es einbilde.

Er stellte ihr, welche alt zu werden anfing, eine stets junge, stets schöne, stets verführerische Nebenbuhlerin gegenüber: eine volle Casse.

Gabriele war leider nur eine leere Casse.

Aber eine volle Casse war bei dem Großherzoge von Toscana zu finden.

Dieser schickte schon einige Jahre hindurch von Jahr zu Jahr das Porträt seiner Nichte; es stellte ein in Jugend und Frische strahlendes Mädchen dar, und die spätere Wohlbeleibtheit Maria's von Medicis konnte auf demselben noch als blühende Gesundheit gedeutet werden.

Gabriele sah das Porträt.

„Dies Bild," sagte sie, „flößt mir keine Furcht ein, wohl aber die Casse, die im Hintergrunde desselben steht."

Heinrich IV. befand sich also in der Nothwendigkeit, zwischen einer Frau und einer Geldcasse zu wählen.

Und da er sich nicht schnell genug für das Geld entschied, vergiftete man die Frau.

In Paris lebte damals ein Mann maurischer Abstammung, Namens Zamet, der sich vom Schuster zum großen Herrn mit einem Vermögen von siebzehnhunderttausend Thalern durch seine Geschicklichkeit sowohl, als durch die Elasticität seines Gewissens, aufgeschwungen hatte. Er zauberte Heinrich III., dessen Eitelkeit sprichwörtlich geworden ist, durch seine Kunst einen kleinen Fuß, einen wahren Frauenfuß, an. Heinrich III., welcher über einen so reizenden Fuß entzückt war, ernannte Zamet zum Director seines kleinen Cabinets, in welchem er zwölf Chorknaben erziehen und unterrichten ließ. Dieser vortreffliche König liebte so sehr die Musik!

Zamet legte durch dieses Amt den Grundstein zu seinem Reichthume, auf dem er speculirend weiterbaute. Es war zur Zeit der Ligue; damals brauchte Alles Gold; Zamet lieh Jedem, selbst dem Könige von Navarra, dem Niemand leihen wollte. Er schien seine künftige Größe vorauszusehen, wie Crassus die des Cäsar vorausgesehen hatte.

Dieser Zamet war für den Großherzog Ferdinand der rechte Mann.

Er und Sully verständigten sich bald.

Man mußte den geeigneten Moment abwarten; wenn man den richtigen Blick und eine sichere Hand hatte, war die Partie gewonnen.

Gabriele beleidigte eines Tages Sully, indem sie ihn, als vom Kartenspiele die Rede war, ihren Buben nannte.

Sully klagte es dem Könige.

Heinrich IV. sagte im Zorne zu Gabriele:

„Ein solcher Bube ist mir lieber, als zehn Damen Euresgleichen!"

Die Stunde war gekommen.

Ferdinand, der Ex-Cardinal, stand auf der Lauer und streckte über die Alpen den Arm mit dem Gifte, welches seinen Bruder Franz und seine Schwägerin Bianca getödtet hatte.

Gabriele befand sich mit dem Könige in Fontainebleau; Ostern nahte heran; ihr Beichtvater trug ihr auf, nach Paris zu gehen, und dort ihre Osterandacht zu verrichten. Sie that es, hatte aber den verhängnißvollen Einfall, dies bei dem Mauren Zamet zu thun: das mußte ihr Unglück bringen.

Sully besuchte sie damals, obgleich er auf gespanntem Fuße mit ihr lebte; vielleicht geschah es nur, um zu sehen, ob sie wirklich die Unklugheit begangen habe, sich in diesem Augenblicke vom Könige zu trennen.

Um Sully eine Höflichkeit zu erweisen, versicherte sie ihn, die Herzogin werde stets zu ihren Levers zugelassen werden.

Die arme Frau glaubte schon Königin zu sein.

Die Herzogin, der Sully die Nachricht überbrachte, war wüthend.

„Beruhige Dich," sagte Sully zu ihr, „die Sachen werden nicht so gehen, wie sie es denkt, und der Strick wird unversehens reißen."

In der That wußte Sully Alles.

Wie? Sully wußte, daß man Gabriele vergiften wollte?

Ohne Zweifel; Sully war ein Staatsmann und ein kluger Politiker; deshalb verließ er auch Paris und gewährte den Giftmischern freies Spiel.

Wir sagen: den Giftmischern, denn es waren ihrer zwei. Der zweite war ein gewisser Lavarenne, ein ehemaliger Koch, wie Zamet ein ehemaliger Schuster war.

Als Sully von Paris abreiste, sagte er zu Lavarenne:

„Sorge dafür, daß ich zuerst davon unterrichtet werde, wenn der Frau Herzogin von Beaufort zufällig ein Unglück begegnen sollte."

Lavarenne war dem erhaltenen Befehle gehorsam; Sully gehörte unter die Ersten, die benachrichtigt wurden.

Lavarenne schrieb ihm, Gabriele sei plötzlich von

einer unerklärlichen Krankheit befallen worden, die sie dermaßen entstellte, daß er „aus Furcht, daß der König sich bei ihrem Anblick ekeln würde,“ demselben geschrieben habe, er möge Fontainebleau nicht verlassen, da die Frau Herzogin bereits gestorben sei.

„Und ich,“ fügte Lavarenne in dem Briefe an Sully hinzu, „ich halte hier die unglückliche Frau in meinen Armen und bin überzeugt, daß sie nur noch etwa eine Stunde zu leben hat.“

So sicher waren die beiden Schurken der Eigenschaft ihres Giftes, daß die arme Gabriele noch lebte, während sie bereits den König von ihrem erfolgten und Sully von ihrem nahe bevorstehenden Tode benachrichtigten.

Sie starb jedoch nicht so bald, als man es voraussetzte; ihr Todeskampf dauerte bis Samstag Morgen. Freitag Abend hatte Lavarenne an Sully seinen Boten geschickt. Als Sully die Nachricht hörte, weckte er seine Gattin und sagte zu ihr:

„Du wirst also den Levers der Herzogin nicht beizuwohnen brauchen; der Strick ist gerissen; jetzt, da sie todt ist, möge ihr Gott ein langes Leben und eine glückliche Regierung schenken!“

Nachdem Gabriele gestorben war, machte es Sully keine große Mühe mehr, den König zu der Heirat mit Maria von Medicis zu bereden.

In dem Zwischenraume, der zwischen jenem Tode und dieser Heirat lag, wurde jedoch ein neuer Strick gedreht, den man abermals durchschneiden mußte, wenn er nicht von selbst reißen wollte.

Diese neue Fessel für den König hieß Henriette von Entragues.

Unter den Königen Frankreichs ragte Heinrich IV. auch durch die Eigenschaft hervor, immer verliebt zu sein.

Gabriele war kaum todt, als Heinrich IV. sich in Henriette von Entragues, Tochter der Marie Touchet,

heftig verliebte. Um ihm nachzugeben, verlangte sie ein Heiratsversprechen; ihr Vater aber fünfmalhunderttausend Francs.

Der König zeigte Sully das Heiratsversprechen und befahl ihm, die fünfmalhunderttausend Francs auszuzahlen.

Sully zerriß das Heiratsversprechen, und ließ eine halbe Million in Silbermünze in das Gemach schütten, welches vor dem Schlafzimmer des Königs lag.

Als Heinrich IV. durch dieses Zimmer kam, watete er bis an den Knöcheln in Carls und Heinrichs und selbst in Florentinern, denn ein Theil dieser Summe kam aus Toscana.

„Oho," rief er; „was ist das?"

„Das sind die fünfmalhunderttausend Francs, Sire," sagte Sully, der ihn begleitete, „mit denen Ihr Herrn von Entragues eine Liebe abkauftet, die Euch von seiner Tochter niemals zu Theil werden wird."

„Ventre St. Gris!" rief der König, „ich hätte nie geglaubt, daß fünfmalhunderttausend Francs einen solchen Haufen bilden können; sehet zu, mein guter Sully, ob sich die Sache nicht für die Hälfte des Geldes abmachen läßt."

Sully vermittelte die Sache für dreimalhunderttausend Francs, welche er Henriettens Vater auszahlte; wie er es aber dem König vorhergesagt hatte, weigerte sich Henriette noch immer, diesen zu erhören.

Es ist selbstverständlich, daß Heinrich IV. auf jede Gefahr hin das von Sully zerrissene Heiratsversprechen wieder erneuerte.

Sully, welchen man den Wiederhersteller des öffentlichen Vermögens nannte, war nicht so unklug, wie sein Vorgänger Sancy, bei dieser Wiederherstellung sein eigenes Vermögen einzubüßen; wir wollen nicht sagen, daß er sich auf Kosten der Staatscassen bereicherte, aber er wußte vortheilhafte Geschäfte zu machen, und ließ keine Gelegenheit, etwas zu gewinnen, unbenützt vorübergehen.

Heinrich IV. wußte das und lachte oft darüber.

Eines Tages ging Sully durch den Hof des Louvre; da begegnete ihm das Unglück, zu stolpern, während er den König grüßte, der auf dem Balcon stand.

„Das darf Euch nicht in Erstaunen setzen,“ sagte Heinrich IV. zu seiner Umgebung, „wenn der stärkste meiner Schweizer nur einen kleinen Theil von dem Weine in seinem Kopfe hätte, den Herr Sully in seiner Tasche hat, er würde sich nicht damit begnügen zu stolpern, er würde der Länge nach hinstürzen.“

Sully war, obwohl Oberintendant der Finanzen, nicht minder geizig für seine Person, als für den Staat; er besaß noch keinen Wagen, und trabte zu Pferde in den Straßen von Paris umher; da er aber ein sehr schlechter Reiter war, so spottete Alles über ihn und selbst die Straßenjungen liefen ihm höhnend nach.

Niemals hatte Frankreich einen widerhaarigeren Oberintendanten gehabt. Ein Italiener, der zum fünften oder sechsten Male in das Arsenal kam, um eine Summe Geldes einzutreiben, die man ihm schuldete, sah im Hofe einige Gehenkte am Galgen baumeln.

„Glückliche Leute!“ rief er aus, „die Ihr mit diesem Spitzbuben Sully nichts mehr zu thun habt!“

Doch kam Sully nicht bei allen Leuten so gut weg, wie bei diesem Italiener, der sich damit begnügte, das Schicksal der Gehenkten zu beneiden. Da war ein gewisser Pradel, ein ehemaliger Haushofmeister des Marschalls Biron, dem Sully nicht nur seinen rückständigen Lohn nicht zahlen wollte, sondern den er sogar mit Hinauswerfen bedrohte. Aber Pradel ergriff ein Messer und verfolgte Sully bis in sein Cassenzimmer, dessen Thür ihm dieser vor der Nase zuschlug. Pradel aber ging mit dem Messer in der Hand zum Könige, und sagte, es wäre ihm einerlei, gehängt zu werden, wenn er nur früher mit diesem Messer dem Herrn Oberintendanten den Bauch aufschlitzen könne. Dann zahlte Sully.

Sully war der Erste, welcher längs der großen Land-

straße Ulmen pflanzen ließ, aber er war so verhaßt, daß man die jungen Bäumchen abbrach, um ihn zu ärgern.

Sully war aber auch vielseitig. Er erzählt selbst in seinen Memoiren, daß, als einst Marschall Biron und zwölf der galantesten Herren des Hofes ein Ballet veranstalten wollten, und damit nicht zum Ziele kamen, der König ihnen gesagt habe: „Ihr werdet niemals fertig werden, wenn Rosny Euch nicht hilft.“

Und daß, als er sich der Sache angenommen hatte, das Ballet auch sogleich glücklich ausgeführt wurde.

Thatsache ist — und es wäre schwer, das zu glauben, wenn man Sully nur aus den Geschichtswerken, wo er als ein ernster, strenger Hugenott dargestellt wird, kennen würde — daß Sully ein leidenschaftlicher Tänzer war. Jeden Abend bis zu dem Tode Heinrich's IV. — denn von diesem Augenblick angefangen tanzte er nicht mehr — jeden Abend spielte ihm ein Kammerdiener des Königs, Namens Laroche, auf der Laute die Tänze jener Zeit vor, und wenn die Saiten zu schwingen begannen, fing auch Sully ganz allein zu tanzen an. Er hatte dabei nur zwei Zuschauer, außer wenn er, um das Fest vollständiger zu machen, einige Frauen von schlechtem Rufe holen ließ, sagt Tallemant des Réaux, der freilich sehr streng gegen Sully ist. Wir unsererseits begnügen uns damit, zu sagen: von zweideutigem Rufe.

Diese beiden Zuschauer, welche zuweilen auch Theilnehmer wurden, waren der Präsident von Chivry und Herr von Chevigny. Wenn er zu seiner Tänzerin vis-à-vis nur einer leichtfertigen Frau bedurfte, so konnte er sich mit der Herzogin von Sully, seiner Gemalin, begnügen, deren leichtsinniger Lebenswandel ihn so wenig beunruhigte, daß er ihr ihre monatliche Rente oft mit den Worten zustellte: dies für den Tisch, dies für die Toilette, und dies für Eure Verehrer.

Als er eines Tages überdrüssig wurde, auf der Treppe stets so vielen Leuten zu begegnen, die von ihm nichts wollten,

und nach der Herzogin fragten, ließ er eine Stiege zu ihren Gemächern bauen, und als diese fertig war, sagte er zu ihr:

„Madame, ich habe eine eigene Treppe für Euch machen lassen; verfüget, daß gewisse Leute nur über diese zu Euch gelangen, denn sollte ich Einem oder dem Andern auf meiner Stiege begegnen, so werde ich ihn alle Stufen auf einmal hinabfliegen lassen!"

An dem Tage, an welchem er zum Großmeister der Artillerie ernannt wurde, wählte er zu seinem Siegel einen Adler, der in seinen Krallen einen Blitz hielt, und dazu die Devise: Quo jussa Jovis.

Die des Cardinal Richelieu, der die Treppe zu Sully um fünf ein halb Uhr Morgens hinaufstieg, war, wie man sich erinnern wird, ein in den Wolken schwebender Adler mit der Devise: Aquila in nubibus.

— — — — — — — — — —

„Wen soll ich melden?" fragte der Diener, der dem frühen Besucher voranschritt.

„Meldet," sagte der Cardinal, indem er im Voraus über die Wirkung lächelte, die seine Worte machen mußten, „meldet den Herrn Cardinal von Richelieu."

IX.

Die beiden Adler.

Und in der That, wenn jemals eine Anmeldung einen großartigen Eindruck hervorgebracht hatte, so war es die, welche Sully vernahm, als er sich unwillig nach der Thür wandte, um zu sehen, welcher Lästige ihn schon in so früher Morgenstunde störe.

Er beschäftigte sich eben mit den umfangreichen Memoiren, die er uns hinterlassen hat, und erhob sich, als er den Namen des Cardinals vernommen hatte, rasch von seinem Lehnstuhle.

Sully war nach der Mode von 1610 gekleidet, das heißt nach einer Weise, die bereits gegen zwanzig Jahre nicht mehr Mode war. Sein Anzug bestand aus schwarzem Sammt, der auf der Brust und an den Aermeln über einem Unterkleid von violetter Seide geschlitzt war — Sully trug die Haare kurz geschoren und hatte einen langen Bart. In diesem Barte stak, wie in dem Coligni's, ein Zahnstocher, damit man ihn in der Nähe habe, wenn man seiner bedürfe. Obwohl diesen Anzug ein langer, bis auf die Filzschuhe hinabreichender Schlafrock verhüllte, waren an demselben doch die großen Ordenssterne befestigt, als ob der Oberintendant bereit wäre, sich zu einer Audienz bei Heinrich IV. zu begeben.

Bei schönem Wetter stieg Sully die große Treppe hinab, und begab sich, von vier Schweizern, die er als Leibgarde hielt, begleitet, nach den Arcaden des Palais Royal, wo er in gemessenem Schritte, gleich einem Gespenste aus früherer Zeit, sich eine Stunde lang erging.

Jeder der beiden Männer, die sich jetzt zum ersten Male einander gegenüberstanden, war durch die Devise seines Wappenschildes vortrefflich gekennzeichnet.

Aquila in nubibus (der Adler in den Wolken). Der Adler in den Wolken schwebend und durch diese halb verborgen, ganz Frankreich lenkend, stellte auf bewunderungswürdige Weise den Minister dar, der Alles war und durch den allein Ludwig XIII. sich König nannte. — Der Adler dagegen, der seine Blitze schleuderte, Quo jussa Jovis — wohin Jupiter sie sendete — bezeichnete auf eine nicht minder charakteristische Weise Sully, welcher zwar der rechte Arm Heinrich's IV. war, der aber nur gehorchte, wenn Heinrich IV. befahl, und der nur durch diesen etwas war.

Vielleicht werden einige Leser finden, daß alle diese Einzelheiten überflüssig sind; andere wieder behaupten vielleicht, daß sie diese Dinge eben so gut wissen, wie ich. Nun wohl! Für diese Letzteren schreibe ich sie nicht und sie können deshalb darüber hinweggehen. Ich schreibe für Die, welche



diese Details nicht kennen, so wie für die vielleicht noch zahlreichere Classe der Leser, welche durch den anspruchsvollen Titel: Historischer Roman, angezogen werden und die, indem sie den Roman lesen, etwas lernen wollen, damit der Titel gerechtfertigt werde.

Richelieu, der erst zweiundvierzig Jahre alt war und folglich jung im Vergleiche zu dem achtundsechzigjährigen Sully, schritt auf den alten Freund Heinrich's IV. mit der Achtung zu, die er sowohl seinem Alter, als seinem Rufe schuldig zu sein glaubte.

Sully deutete auf einen Armsessel; Richelieu nahm jedoch einen gewöhnlichen Stuhl; der Greis, der stolz und mit der Hofetikette vertraut war, wußte diese zarte Rücksichtnahme wohl zu würdigen.

„Herr Herzog," sagte der Cardinal lächelnd, „mein Besuch setzt Euch wohl in Erstaunen?"

„Ich gestehe," erwiederte Sully mit seiner gewöhnlichen Barschheit, „daß ich ihn nicht erwartete."

„Warum denn, Herr Herzog? Alle Minister, welche für die Nachwelt arbeiten, und wir Beide gehören zu diesen, müssen gemeinschaftlich für das Glück, den Ruhm und die Größe der Regierung einstehen, unter welcher sie berufen wurden, dem Lande Dienste zu erweisen. Warum soll also ich, der dem Sohne mit Ergebenheit dient, nicht Stütze und Rath suchen bei dem Manne, der dem Vater so ruhmvoll gedient hat?"

„Bah," sagte Sully mit Bitterkeit, „wer erinnert sich denn an geleistete Dienste, wenn Der, der sie geleistet hat, unnütz geworden ist? Ein vertrockneter Baum ist nicht einmal mehr gut zum Feuermachen; man thut ihm auch gar nicht die Ehre an, ihn umzuhauen."

„Oft leuchtet das abgestorbene Holz im Dunkeln, Herr Herzog, während das frische Holz nicht das geringste Licht verbreitet. Uebrigens nehme ich den Vergleich an. Ihr seid

noch immer eine Eiche, in deren Aesten jene Vögel, welche man Erinnerungen nennt, von Eurem Ruhme singen."

„Man sagt mir, wenn ich nicht irre, daß Ihr Verse machet, Herr Cardinal," sagte in fast geringschätzendem Tone Sully.

„Ja, in meinen freien Augenblicken, aber nicht für mich. Ich habe die Dichtkunst nicht studiert, um selbst zu dichten, sondern um Gedichte beurtheilen und die Dichter nach Verdienst belohnen zu können."

„Zu meiner Zeit," warf Sully ein, „beschäftigte man sich mit diesen Herren gar nicht."

„Eure Zeit, Messire," sagte Richelieu, „war eine ruhmvolle Zeit; man verzeichnete in derselben die Namen von Schlachten, welche Contras, Arques, Ivry, Fontaine-Française hießen; man nahm in derselben die Pläne Franz I. und Heinrich's II. gegen das Haus Oesterreich wieder auf, und Ihr, Herr Herzog, waret eine der Hauptstützen dieser Pläne."

„Was mich auch mit der Königin-Mutter entzweite."

„Man befestigte in jener Zeit den Einfluß Frankreichs in Italien," fuhr Richelieu fort, scheinbar ohne auf die Unterbrechung zu achten, deren Sinn er jedoch seinem Gedächtnisse tief einprägte; „man eroberte Savoyen, Brescia, Bugey und Valromey; man unterstützte die in der Empörung gegen Spanien begriffenen Niederlande, man näherte in Deutschland die Lutheraner den Katholiken, man überlegte den Entwurf zu einer allgemeinen christlichen Republik, in welcher alle Differenzen vor einen souveränen Senat hätten kommen, in welcher alle Religionen hätten gleiche Rechte genießen sollen."

„Ja, und alle diese Pläne durchstachen die Königsmörder mit ihrem verruchten Stahle."

Auch diese Aeußerung ließ der Cardinal nicht unbemerkt an seinem Ohr vorübergehen.

„In so glorreichen Zeiten," fuhr er fort, „hatte man

natürlich nicht Muße, sich mit der Literatur zu beschäftigen. Unter einem Cäsar wird kein Horaz oder Virgil geboren, oder wenn sie auch unter einem Cäsar geboren werden, dichten sie nur unter Augustus. Ich bewundere Eure Gesetzgeber und Eure Krieger, Herr Herzog; verachtet dafür auch meine Poeten nicht. Durch die Krieger und die Gesetzgeber mögen die Reiche größer werden; durch die Dichter allein werden sie glänzend und berühmt. Die Zukunft ist eine Nacht, so wie die Vergangenheit, und in dieser Nacht stehen als Leuchtthürme die Poeten. Fraget heute nach den Generälen und Ministern des Augustus; man wird nur Agrippa nennen, die Andern sind verschollen. Fraget aber um die Schützlinge des Mecänas und man wird Euch Horaz, Virgil, Varius, Tibullus anführen. Die Verbannung des Ovid ist ein Fleck an der Regierung des Neffen Cäsars. Ich kann nicht Agrippa oder Sully sein; gönnet mir den Namen eines zweiten Mecänas."

Sully blickte mit Staunen nach dem Manne, von dessen stolzer Tyrannei man ihm zwanzigmal erzählt hatte und der zu ihm kam, um ihn an die glorreiche Zeit seiner Macht zu erinnern und ihn zu versichern, daß er jetzt nicht minder groß sei, als damals.

Er stocherte in seinen Zähnen herum, die jedem jungen Manne Ehre gemacht haben würden.

„Gut, gut, gut!" sagte er, „ich lasse Euch Eure Poeten, obwohl sie keine besonders vorzüglichen Dinge schaffen."

„Herr von Sully," sagte der Cardinal, „wie lange ist es her, daß Ihr die Ulmen pflanzen ließet, die jetzt unsere Wege beschatten?"

„Herr Cardinal, das geschah in den Jahren 1598 bis 1604, es mögen also jetzt etwa vierundzwanzig Jahre seitdem verflossen sein."

„Waren sie damals so schön, so stark, so schattig, wie heute?"

„Das heißt, man hat sie damals arg zugerichtet."

„Ja, ich weiß, daß das Volk, welches, oft die besten Absichten verkennend, den Schatten nicht sehend, den eine vorsorgliche Hand dem müden Wanderer der Zukunft bereitete, einen Theil dieser Bäumchen ausriß. Sind aber die übrigen nicht gewachsen, haben sie nicht ihre Aeste ausgebreitet, ihr Blätterdach verdichtet?"

„Ja wohl, ja wohl," sagte Sully freudig, „und wenn ich diese übergebliebenen Bäume sehe, wie sie so stark, so grün, so hoch sind, bin ich fast über den Verlust der anderen getröstet."

„Und gerade so, Herr von Sully, ergeht es mir mit meinen Poeten; die Kritik wird einen Theil von ihnen vernichten, der gute Geschmack einen andern Theil, aber Die, welche bleiben, werden nur um so kräftiger, um so fruchtbarer sein. Heute habe ich eine Ulme gepflanzt, die man Rotrou nennt, morgen werde ich eine Eiche pflanzen, die Corneille heißen wird; dabei begieße ich die, welche unter Eurer Regierung von selbst emporgesprossen sind: Desmarets, Bois-Robert, Mairet, Voiture, Chapelain, Gombault, und es ist wahrlich nicht meine Schuld, wenn sie nicht so gedeihen, wie sie sollten."

„Sei es, sei es!" sagte Sully, „die großen Denker, sagt man — und Ihr seid ein großer Denker, Cardinal — müssen eine Zerstreuung haben, und in Euren freien Augenblicken ist es eben so gut, wenn Ihr Gärtner seid, als irgend etwas Anderes."

„Wenn Gott meinen Garten segnet, Herr von Sully, wird er zum Garten für die ganze Welt werden."

„Ich glaube aber nicht," sagte jetzt Sully in verändertem Tone, „daß Ihr um fünf Uhr Morgens aufgestanden seid, um mir Artigkeiten zu sagen und von Euren Poeten zu erzählen."

„Erstens bin ich nicht um fünf Uhr Morgens aufgestanden, Herr Herzog; ich habe mich einfach gar nicht niedergelegt. Zu Eurer Zeit, Herr Herzog, ging man spät zu Bett

und stand früh auf, aber man schlief doch. In der jetzigen Zeit schläft man nicht mehr. Ich bin in der That nicht hierhergekommen, um Euch Artigkeiten zu sagen, und mit Euch von meinen Schützlingen zu sprechen, aber da sich die Gelegenheit zu diesem Gespräche ergab, ließ ich sie nicht unbenützt vorübergehen. Ich bin gekommen, um mit Euch über zwei Dinge zu sprechen, die Ihr eben selbst in Eurem Gespräche schon berührt habt."

„Ich hätte von zwei Dingen gesprochen?"

„Ja!"

„Ich erinnere mich nicht, etwas gesagt zu haben."

„Entschuldiget, Herr Herzog, als ich Euch an Eure weittragenden Pläne erinnerte, welche gegen Oesterreich und Spanien gerichtet waren, sagtet Ihr, diese Pläne hätten Euch mit der Königin-Mutter entzweit."

„Das ist wahr; ist sie nicht Oesterreicherin durch ihre Mutter Johanna und Spanierin durch ihren Onkel Carl V.?"

„Ganz wohl! Aber doch waret Ihr es, Herr Herzog, dem sie das Glück verdankte, Königin von Frankreich zu werden."

„Es war ein Unrecht von mir, daß ich Heinrich IV., meinem erhabenen Herrn, diesen Rath gab, und oft schon habe ich es bereut."

„Nun, denselben Kampf, den Ihr vor zwanzig Jahren zu bestehen hattet, und in welchem Ihr unterlaget, denselben Kampf bestehe ich heute, und vielleicht werde auch ich zum Unglücke für Frankreich unterliegen; denn heute habe ich zwei Königinnen gegen mich, die junge und die alte."

„Glücklicherweise," sagte Sully lachend und seinen Zahnstocher beißend, „ist es nicht die junge, welche den größeren Einfluß hat. Heinrich IV. liebte zu viel; sein Sohn liebt nicht genug."

„Habt Ihr manchmal über diesen Unterschied nach-

gedacht, Herr Herzog, der zwischen dem Vater und dem Sohne besteht?"

Sully blickte den Cardinal spöttisch an, als ob er sagen wollte: „Willst Du da hinaus?"

„Zwischen dem Vater und dem Sohne?" wiederholte er fragend, „o, ich habe darüber nachgedacht, und das sehr oft."

„Erinnert Ihr Euch an den Vater, der die Thätigkeit selbst war, zwanzig Meilen im Tage zu Pferde zurücklegte, und Abends Ball schlug, der immer auf den Beinen war, der in Person Berathungen hielt, der in Person die Gesandten empfing, der vom Morgen bis zum Abend jagen konnte, der in Allem und Allem feurig und energisch war, der spielte, um zu gewinnen, und zu betrügen anfing, wenn er zu gewinnen aufhörte, der immer lächelte und immer dem weinen nahe war, der bei jeder noch so flüchtigen Leidenschaft zur Hälfte sein Herz einsetzte, der die Frauen achtete und betrog?

„Er hatte vom Himmel das große Geschenk erhalten, welches machte, daß die heilige Theresia über Satan weinte, der nur hassen kann: er liebte."

„Habt Ihr König Heinrich IV. gekannt?" fragte Sully erstaunt.

„Ich habe ihn ein- oder zweimal in meiner Jugend gesehen," antwortete Richelieu, „aber ich habe ihn später zum Studium meines Lebens gemacht .... und betrachtet nun ihm gegenüber seinen Sohn! Lässig wie ein Greis, düster wie ein Gespenst, niemals aufrechtgehend, sondern, wenn er nicht sitzt, an einen Pfeiler, an ein Fenster gelehnt sich haltend, blickend, ohne zu sehen, auf der Jagd einem Automaten gleichend; spielend, ohne Wunsch, zu gewinnen, ohne Bedauern über den Verlust. Viel schlafend, wenig weinend, nichts liebend und, was noch schlimmer ist, auch Niemand liebend."

„Ueber einen solchen Menschen muß Euch begreiflicher Weise jeder Einfluß fehlen?"

„Nicht so ganz; denn er besitzt doch zwei hervorragende Eigenschaften: er hat den Stolz des Herrschers, und ist auf die Ehre Frankreichs eifersüchtig. Das sind die zwei Sporen, mit denen ich ihn stachle, und ich würde ihn auf diese Weise zur Größe führen, wenn seine Mutter nicht immer auf meinem Wege stände, um Spanien zu vertheidigen und Oesterreich zu unterstützen, wenn ich, eingedenk der Tradition des großen Königs Heinrich IV. und seines nicht minder großen Ministers Sully, diese beiden ewigen Feinde Frankreichs angreifen will. Ich komme, also zu Euch, meinem Meister, den ich studire, den ich bewundere, besonders als Finanzmann; ich komme, um Eueren Beistand gegen jenen bösen Dämon zu suchen, der einst Euch bekämpfte, und der jetzt mich bekämpft."

„Worin kann ich Euch helfen, Herr Cardinal, da man von Euch sagt, Ihr wäret mächtiger, als der König?"

„Ihr sagtet, Herr Herzog, daß die Mörder den König mitten in seinen kühnsten Plänen tödteten."

„Habe ich die Mörder oder der Mörder gesagt?"

„Ihr sagtet, die Mörder."

Sully schwieg.

„Nun denn," sagte Richelieu, seinen Stuhl näher zu dem Armsessel Sully's rückend, „sammelt Eure Erinnerungen, Herzog, über jenen fluchwürdigen 14. Mai und saget mir, welches die Bemerkungen waren, die Ihr damals machtet."

„Man bemerkt oft etwas, ohne darauf zu achten. Wenn die Vorsehung wacht, mag es oft geschehen, daß die Menschen schlafen, aber König Heinrich hatte vor Allem zwei Unklugheiten begangen."

„Welche?"

„Erstens hatte er dem Papste Paul V. die Wiederherstellung des Jesuitenordens im Reiche versprochen, aber als er Wort halten sollte, ihm gesagt: „Ew. Heiligkeit, wenn ich zwei Leben hätte, so würde ich eines mit Vergnügen geben, um den Wunsch Ew. Heiligkeit zu befriedigen, aber

da ich nur eines habe, so muß ich es für den Dienst Eurer Person und die Wohlfahrt meiner Unterthanen anwenden." Zweitens gestattete er es, daß im versammelten Parlamente Concino Concini, der Cavalier der Königin, beleidigt wurde; die Königin sah sich in ihrem Cicisbeo verletzt und schwur ihrem Gemale eine echt italienische Vendetta. Sie verschloß sich von nun an allen Andeutungen, die ihr über Complotte gegen das Leben Heinrich's gemacht wurden."

„Machte ihr solche Andeutungen nicht namentlich eine gewisse Frau von Coëtman?"

Sully erbebte.

„Ja," sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, „aber es gab auch Andere; da war ein gewisser Lagarde, welcher in Neapel bei Hebert gewohnt hatte. Dieser benachrichtigte den König von der ganzen Verschwörung und wurde dafür auf Befehl des Herzogs von Epernon ermordet. Dann gab es einen gewissen Labrosse, der später nicht mehr aufgefunden werden konnte, und welcher am Morgen des verhängnißvollen Tages dem Herzoge von Vendôme sagte, daß der Uebergang vom 13. zum 14. Mai für den König gefährlich sein würde. — Ich weiß übrigens nicht, ob Ihr schon daran gedacht habt, daß die Zahl 14 im Leben des Königs und für seinen Tod entscheidend war."

„Nein," sagte Richelieu, welcher den Faden des Gespräches Sully überließ, um desto sicherer an's Ziel zu gelangen.

„So höret denn: Erstens wurde Heinrich IV. 14 Jahrhunderte, 14 Decaden und 14 Jahre nach der Geburt unseres Heilandes geboren.

„Zweitens: Der erste Tag seines Lebens war der 14. December, der letzte der 14. Mai.

„Drittens: Er hatte in seinem Namen — Henry de Navarre — 14 Buchstaben.

„Viertens: Er lebte 4mal 14 Jahre, 4mal 14 Tage und 14 Wochen.

„Fünftens: Er wurde durch Johann Chatel 14 Tage nach dem 14. December des Jahres 1598 verwundet. Zwischen diesem Tage und dem seines Todes verstrichen 14 Jahre, 14 Monate und 14mal 5 Tage.

„Sechstens: Am 14. März gewann er die Schlacht von Fory.

„Siebentes: Der Dauphin, der heute auf dem Throne sitzt, wurde am 14. August getauft.

„Achtens: Ravaillac wurde 14 Tage nach dem Tode des Königs hingerichtet?

„Neuntes endlich gibt hundertfünfzehnmal 14 die Zahl 1610, sein Todesjahr."

„Das ist in der That merkwürdig," sagte Richelieu, „aber kommen wir abermals auf unser Gespräch zurück; hat sich jene Coëtman nicht auch an Euch, Herr Herzog, gewendet?"

Sully senkte den Kopf.

„Auch die Besten und die Ergebensten," sagte er, „sind zuweilen verblendet. Uebrigens sprach ich davon mit dem Könige, aber dieser zuckte die Achseln und sagte: „Was willst Du, Rosny — er nannte mich immer nach meinem Geburtsnamen, obwohl er mich zum Herzoge von Sully gemacht hatte — was willst Du, Rosny, es wird so kommen, wie es Gott gefällt."

„Es war ein Brief, den diese Frau an Euch richtete, nicht wahr, Herr Herzog?"

„Ja!"

„An wen war dieses Schreiben adressirt?"

„An mich, um dem Könige übergeben zu werden."

„Von wem war der Brief geschrieben?"

„Von der Coëtman."

„Eine Andere aber hat Euch denselben übergeben."

„Fräulein von Gournay."

„Und darf ich Euch fragen — bedenkt wohl, Herr Herzog, daß es zur Ehre und zum Heile Frankreichs ist,

wenn ich mir erlaube, gewissermaßen ein Verhör mit Euch anzustellen."

Sully machte ein Zeichen mit dem Kopf, welches andeuten sollte, daß er bereit sei, zu antworten.

„Und darf ich Euch fragen," fuhr der Cardinal fort, „warum Ihr es für gut fandet, diesen Brief dem Könige nicht zu zeigen?"

„Weil die Namen der Königin-Mutter, Epernon's und Concini's in demselben ganz deutlich zu lesen waren."

„Habt Ihr diesen Brief aufbewahrt, Herr Herzog?"

„Nein, ich habe ihn zurückgegeben."

„An wen?"

„An Die, welche ihn gebracht hatte, an Fräulein von Gournay."

„Würdet Ihr Euch weigern, Herr Herzog, mir ein Billet folgenden Inhalts zu geben: „Fräulein von Gournay ist ermächtigt, dem Herrn Cardinal Richelieu den Brief auszufolgen, der am 11. Mai 1610 von Frau von Coëtman an den Herrn Herzog von Sully gerichtet wurde?"

„Nein, wenn Fräulein von Gournay sich weigern sollte; aber sie wird sich nicht weigern, denn sie ist arm."

„Wenn sie sich aber dennoch weigerte?"

„So schickt mir einen Boten und er wird Euch meine Genehmigung bringen."

„Nun noch ein letztes Wort, Herr Herzog, und Ihr werdet den vollsten Anspruch auf meine Erkenntlichkeit haben."

Sully verneigte sich.

„Bei Messire Joly von Fleury, Berichterstatter des Parlaments, befand sich in einer Cassette das Protokoll des Ravaillac'schen Processes.

„Diese Cassette ist reclamirt worden, und wurde in den Justizpalast gebracht, wo sie bei Gelegenheit eines Brandes verschwunden ist, so daß Joly von Fleury sich nur noch im Besitze jenes Theiles des Protokolls befand, welches die von Ravaillac auf dem Schaffot gemachten Aussagen enthielt.

„Dieses Blatt befindet sich nicht mehr in den Händen der Familie.“

„Ich weiß es; es wurde durch Joly von Fleury vor seinem Tode zurückgestellt.“

„Wisset Ihr, an wen?“ fragte lebhaft der Cardinal.

„Ja!“

„Ihr wißt es?“ rief der Cardinal, unfähig, eine freudige Bewegung zu unterdrücken; „nun, dann werdet Ihr mir es auch sagen, nicht wahr? Dieses Blatt enthält mein Lebensglück, doch das will nichts bedeuten, aber es enthält auch den Ruhm, die Größe und die Ehre Frankreichs. Im Namen des Himmels beschwöre ich Euch, mir zu sagen, in wessen Händen sich das Blatt befindet.“

„Unmöglich!“

„Und warum unmöglich?“

„Weil ich einen Eid geleistet habe.“

Der Cardinal erhob sich.

„Wenn der Herzog von Sully einen Eid geleistet hat, muß dieser wohl in Ehren bleiben, aber es ist ein Mißgeschick für Frankreich.“

Und ohne noch durch ein einziges Wort die Umstimmung Sully's zu versuchen, machte er dem Herzoge eine tiefe Verneigung, die höflich, aber gemessen erwidert wurde, und zog sich zurück, indem er an jener Vorsehung zu zweifeln begann, deren Hilfe ihm Pater Joseph in so sichere Aussicht gestellt hatte.

X.

Der Cardinal im Schlafrocke.

Um sieben Uhr des Morgens kehrte der Cardinal in seine Wohnung zurück, verabschiedete die Träger seiner Sänfte, nachdem er sie reichlich bezahlt hatte, begab sich auf zwei

Stunden zur Ruhe und erschien gegen halb zehn Uhr wieder in seinem Arbeitszimmer, in Pantoffeln und im Schlafrocke.

Dieses Arbeitscabinet war sein Universum; hier arbeitete er zwölf bis vierzehn Stunden des Tages, hier frühstückte er mit seinen Räthen, mit seinen Lustigmachern und Schmarotzern, und zuweilen schlief er auch hier auf einem großen bettförmigen Sopha, auf das er sich, von den Geschäften der Politik abgespannt, ganz angekleidet warf, um einige Stunden zu ruhen. Gewöhnlich dinirte er auch hier in Gesellschaft seiner Nichte.

In dieses Cabinet, welches alle Staatsgeheimnisse einschloß, durfte in Abwesenheit Richelieu's Niemand eintreten, außer seinem Secretär Charpentier, auf den er sich, wie auf sich selbst, verlassen konnte.

Wenn er eingetreten war, ließ er durch Charpentier alle geheimen Ausgänge dieses Cabinets öffnen, mit Ausnahme dessen, der zu seiner schönen Nachbarin, Marion de Lorme, führte, und zu der er allein den Schlüssel besaß.

Cavois war so unbescheiden schwatzhaft gewesen, zu erzählen, daß er zuweilen, wenn der Cardinal, statt sich in seinem Zimmer zu Bett zu legen, angekleidet auf dem Divan in seinem Arbeitscabinet schlief, während der Nacht eine zweite Stimme gehört hätte, welche dem Klange nach eine weibliche gewesen wäre und die sich mit ihm durch Gespräche unterhielt.

Die bösen Zungen behaupteten darauf — und das Gerücht verbreitete sich — diese zweite Stimme wäre die der Marion de Lorme gewesen, welche damals in der ganzen Blüthe ihrer Jugend und Schönheit stand, da sie kaum achtzehn Jahre alt war. Sie sollte wie eine Fee durch die Mauer oder wie eine Nymphe durch das Schlüsselloch hereingekommen sein, und sich mit dem Cardinal von Dingen unterhalten haben, welche keineswegs in Beziehung zu der Politik standen.

Es konnte indeß Niemand behaupten, sie jemals bei dem Cardinal gesehen zu haben.

Wir wissen, daß sich in der Füllung dieser Thür eine Art Briefkasten befand, und daß der Cardinal auf diesem Wege mit der schönen Frau correspondirte.

Heute hatte er ihr wahrscheinlich etwas Wichtiges zu sagen, denn er war kaum in sein Cabinet getreten, als er einige Zeilen auf ein Stück Papier schrieb, die Verbindungsthür öffnete, das Papier unter die zweite Thür schob, die Glocke zog und wartete.

Da wir vor unseren Lesern keine Geheimnisse haben, können wir ihnen sagen, daß das Papier folgende Fragen enthielt:

„Wie oft ist der Graf von Moret seit acht Tagen zu Frau von Montagne gekommen? Ist er treu oder untreu? Im Ganzen, was weiß man von ihm?"

Diese Fragen waren wie gewöhnlich mit dem Vornamen des Cardinals „Armand" unterschrieben.

Aber Schrift und Unterschrift waren verstellt und hatten mit den gewöhnlichen Schriftzügen des Cardinals nicht das Geringste gemein.

Nun rief der Cardinal Charpentier und fragte ihn, wer sich im anstoßenden Salon befinde.

„Der ehrwürdige Pater Mulot, Herr de la Follone und Bois-Robert," antwortete der Secretär.

„Gut," sagte Richelieu, „laßt sie eintreten."

Es wird unseren Lesern auffallen, wie Mulot, der Beichtvater des Cardinals, in Gesellschaft mit seinen Lustigmachern und Schmarotzern gerieth. Nun, Mulot war keiner jener strengen Casuisten, die als Priester ihre Beichtkinder mit Strafen und Bußen überladen.

Nein! Der Pater Mulot war vor allen Dingen der Freund des Cardinals. Elf Jahre zuvor, als nach der Ermordung des Marschall d'Ancre die Königin-Mutter nach Blois und der Cardinal nach Avignon verwiesen worden war, hatte Mulot, entweder aus Freundschaft für den jungen Richelieu, oder im Vertrauen auf dessen künftige Größe,

Alles verkauft, was er besaß, und die drei- bis viertausend Thaler, die er erhielt, dem Cardinal gegeben, der damals noch Bischof von Luçon war. Er behielt daher auch seine derbe Sprache gegen alle Welt bei und legte sich für Niemand Zwang auf, wer es auch sein mochte. Aber besonders in Beziehung auf schlechten Wein war er um so weniger fügsam, da er zu den eifrigsten Anbetern des guten gehörte. Eines Tages speiste er zu Mittag bei dem Herzog von Alaincourt, Gouverneur von Lyon. Er war unzufrieden mit dem Wein, den man ihm vorgesetzt hatte, rief den Lakaien, der ihm denselben einschenkte, zu sich, nahm ihn bei einem Ohrzipfel und sagte:

„Mein Freund, Ihr seid ein großer Schelm, daß Ihr Euren Gebieter nicht in Kenntniß setzt. Er versteht sich vielleicht nicht auf den Wein, und glaubt, uns guten zu geben, während er uns mit Gesindewein bedienen läßt."

Bei seinem Cultus der Rebe hatte der würdige Almosenier eine Nase gewonnen, welche der Bardolphs glich, des lustigen Gefährten Heinrich's V. von England, so daß sie am Abend als Laterne hätte dienen können. Als nun eines Tages der Herzog von Richelieu, damals Bischof von Luçon, verschiedene Filzhüte aufprobirte, sah der Pater Mulot ihm dabei zu; Richelieu setzte endlich einen der Hüte auf und fragte: „Kleidet er mich gut?"

„Er würde Euch noch besser stehen, Herr Herzog," entgegnete Bois-Robert, „wenn er die Farbe von der Nase Eures Almoseniers hätte."

Dieser verzieh dem Narren das Witzwort niemals.

Der zweite Tischgenosse des Cardinals war ein Edelmann aus der Touraine, Namens La Follone. Er wurde dem Cardinal, als dieser noch keine Garden hatte, gewissermaßen als Wächter beigegeben, der verhindern sollte, daß Richelieu von unwillkommenen Besuchen in seinen Geschäften gestört werde. Dieser Follone war ein ebenso großer Gourmand, als Mulot ein Weinkenner; den Einen essen und

den Andern trinken zu sehen, war ein Vergnügen, welches sich der Cardinal fast täglich machte.

La Follone dachte in der That nur an die Tafel. Wenn die Anderen sagten: „Es wäre heute schönes Wetter, um einen Spaziergang zu machen, um auf die Jagd zu gehen, um zu baden," antwortete er regelmäßig: „Es ist heute schönes Wetter, um zu essen." So kam es denn, daß der Cardinal, ungeachtet er Garden bekam, La Follone bei sich behielt.

Der Dritte im Bunde war Franz Chatel von Bois-Robert, dem Namen nach einer der Mitarbeiter des Cardinals, in Wirklichkeit aber sein Narr.

Bois-Robert war Advocat in Rouen gewesen, aber aus dieser Stadt wegen eines verdrießlichen Processes, den er mit einer Weibsperson bekam, davongegangen, hatte sich nach Paris begeben, wo er sich zuerst an den Cardinal Duperron attachirte, dann aber in den Dienst Richelieu's zu kommen trachtete; allein er war diesem durchaus nicht sympathisch, und oft zürnte der Cardinal seiner Umgebung, daß sie es nicht verstand, ihn von diesem Menschen zu befreien.

„O, Monseigneur," sagte Bois-Robert eines Tages, „Ihr gönnet wohl den Hunden die Brocken, die von Eurer Tafel abfallen; bin ich weniger als ein Hund?"

Diese Demuth, man möchte es schon Erniedrigung nennen, entwaffnete den Cardinal, und von diesem Tage an schien er sich an Bois-Robert zu gewöhnen, so daß er später gar nicht ohne ihn sein konnte.

Er war seine Morgenzeitung; durch Bois-Robert erfuhr der Cardinal Alles, was innerhalb jener Republik der Literatur und der Wissenschaften vorging, die sich damals zu bilden anfing. Bois-Robert, welcher ein vortreffliches Herz hatte, leitete auch die Hand des Cardinals bei den Wohlthaten, die sie übte, und manchmal zwang er sogar diese Hand, sich zu öffnen, wenn sie aus Regungen des Hasses oder der Eifersucht geschlossen bleiben wollte; Bois-Robert

lehrte den Cardinal, daß Der, welcher sich rächen will, nicht hassen dürfe, und daß Der, welcher allmächtig ist, nicht eifersüchtig zu sein braucht.

Man begreift, daß bei dieser ewigen Geistesanstrengung in politischen Fragen, bei diesen ewigen Complotten, welche ihn umgaben, bei diesem ewigen Kampfe gegen seine zahlreichen Widersacher, der Cardinal von Zeit zu Zeit dringend einer Zerstreuung bedurfte, sollte der allzu straff gespannte Bogen nicht brechen.

Namentlich nach Nächten, wie die eben verlebte, und inmitten seiner trübsten Vorahnungen, suchte der Cardinal die Gesellschaft dieser drei Männer, um sich von seinen Arbeiten, seinen Besorgnissen, seinen Mühen für einige Augenblicke zu erholen.

Uebrigens wollte er auch Bois-Robert beauftragen, die Wohnung des Fräulein von Gournay zu entdecken, um ihm die Dame zuzuführen.

Kaum war also seine schriftliche Frage an Marion de Lorme an dem Ort ihrer Bestimmung, als er, wie wir gesehen haben, seine Tischgenossen einzulassen befahl.

Charpentier öffnete ihnen die Thür.

Bois-Robert und La Follone stritten mit einander wegen des Vortritts, aber Mulot, welcher übler Laune zu sein schien, schob sie Beide auf die Seite und trat ein.

Er hielt einen Brief in der Hand.

„O, o!" rief ihm der Cardinal zu, „was haben wir denn, mein lieber Abbé?"

„Was ich habe? Ich bin wüthend!"

„Und warum?"

„O, sie werden es niemals anders machen!"

„Wer?"

„Die, welche mir da schreiben, und die zu Euren Leuten gehören, Herr Cardinal."

„Guter Gott! Was für Bosheiten enthält denn dieser Brief?"

„Es ist nicht der Brief, der mich erzürnt; er ist im Gegentheile gegen die Gewohnheit Eurer Leute in den höflichsten Ausdrücken abgefaßt.“

„Was ist es also, das Euch erzürnt?“

„Die Adresse! Ihr wißt wohl, daß ich nicht Euer Almosenier bin. Wenn ich einmal einwilligen würde, Jemandes Almosenier zu sein, so müßte der ein Größerer sein, als Ihr! Einstweilen bin ich Canonicus und nichts Anderes.“

„Und was stand denn auf dieser Adresse?“

„Da steht: Herrn, Herrn Mulot, Almosenier Sr. Eminenz — diese Narren!“

„Oho!“ rief der Cardinal lachend, denn er wußte im Voraus, daß er sich eine derbe Antwort zuziehe — „und wenn ich es selber wäre, der diese Adresse geschrieben hat?“

„Wenn Ihr es wäret, Herr Cardinal, so würde es mich nicht wundern; es wäre eben nicht der erste närrische Streich von Euch.“

„Ich bin sehr erfreut, zu wissen, daß Ihr Euch darüber ärgert.“

„Ich ärgere mich nicht nur; ich bin außer mir!“

„Desto besser!“

„Warum desto besser?“

„Weil Ihr niemals so unterhaltend seid, als wenn Ihr Euch ärgert, und da ich Euch gern im Zorn sehe, so werde ich Euch nie anders schreiben, als: Herrn, Herrn Mulot, Almosenier Sr. Eminenz.“

„Thut das nur, und Ihr werdet sehen!“

„Was werde ich sehen?“

„Ihr werdet sehen, daß ich Euch allein frühstücken lasse.“

„Gut, dann werde ich Euch durch Savois holen lassen.“

„Ich werde aber nicht essen.“

„So werde ich Euch mit Gewalt füttern lassen.“

„Ich werde nicht trinken.“

„Man wird vor Eurer Nase Flaschen aus der Romagna und aus der Champagne entkorken.“

„Schweiget, schweiget!“ schrie Mulot wüthend; „Ihr seid ein boshafter Mensch, das sage ich laut.“

„Mulot, Mulot,“ sagte der Cardinal, dem vor Lachen die Thränen in die Augen traten, „ich werde Euch hängen lassen.“

„Und unter welchem Vorwande?“

„Unter dem Vorwande, daß Ihr die Wahrheit zu laut sagtet.“

Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, während Mulot den verhaßten Brief in Stücke riß und in's Feuer warf.

Während dieses Gespräches hatte man einen gedeckten Tisch hereingetragen.

„Sehen wir lieber, was es zu frühstücken gibt!“ rief La Follone, „und erforschen wir, ob es der Mühe lohnt, daß ein braver Edelmann zu Hause ein gutes Frühstück im Stiche läßt, um hierher zu kommen.“

Und während er die Deckel von den Schüsseln hob, rief er:

„Ah, ah, ein Capaun à la royale! Hier ein Ragout von Brachvögeln und Lerchen! Zwei gebratene Becassinen! Gehackte Champignons! Seekrebse von Bordeaux! In der That, man kann das schon ein Frühstück nennen!“

„Bah!“ rief Mulot, „was das Essen anbelangt, so wird immer genug da sein; man weiß, daß der Herr Cardinal sich aller Todsünden schuldig macht, und besonders der der Völlerei; aber man muß die Weine prüfen. Rothen Bouzy, hm! Bordeaux — das ist gut für Leute, welche an verdorbenem Magen leiden. Aha, da ist Burgunder! Nuits! O, o! Pomard, Windmüller! Es ist zwar nicht das Beste, was man trinken kann, aber man muß sich damit begnügen.“

„Wie, Abbé, Ihr habt zu Eurem Frühstück Champagner, Bordeaux und Burgunder und Ihr findet das noch nicht genug?“

„Ich sage nicht, daß es nicht genug wäre,“ entgegnete Mulot; „ich sage nur, sie hätten besser sein können.“

„Frühstückst Du mit uns, Le Bois?“ fragte der Cardinal.

„Ew. Eminenz werden mich entschuldigen, aber es ist mir nur befohlen, herzukommen, ohne daß von einem Frühstücke Erwähnung geschah, und so habe ich denn mit Racan gefrühstückt, der seine Hosen an einem Ecksteine zwischen der Rue du Temple und Rue St. Antoine auszog.“

„Was für vert — Dinge erzählst Du da? Setzt Euch zu Tische, Mulot, und auch Ihr, La Follone, und paßt auf Le Bois, der uns irgend eine kolossale Lüge zum Besten geben wird.“

„Er mag erzählen!“ sagte La Follone; „ich werde ihn gewiß nicht unterbrechen.“

„Ich trinke dies Glas Pomard auf Eure Erzählung, Meister Le Bois,“ sagte Mulot mit einem Reste von Groll, „und wünsche nur, sie möge etwas unterhaltender sein, als gewöhnlich.“

„Ich kann sie nicht unterhaltender machen, als sie wirklich ist, denn ich erzähle die Wahrheit.“

„Die Wahrheit!“ rief der Cardinal, „als ob es so gewöhnlich wäre, daß man um halb neun Uhr des Morgens auf offener Straße seine Hosen auszieht.“

„Nun, Ihr werdet sehen, Monseigneur! — Ew. Eminenz wissen, daß Malherbe hundert Schritte von hier in der Rue des Tournelles wohnt.“

„Ja, ich weiß das!“ sagte der Cardinal, der sehr wenig aß, aber desto lieber während des Essens sprach.

„Nun denn; es scheint, daß er gestern in Gesellschaft von Yvrande und Racan eine Orgie feierte. Da er aber nur ein Zimmer hat und seine Gäste so betrunken waren, daß sie den Heimgang nicht wagen konnten, so mußten sie wohl alle Drei in demselben Zimmer schlafen. Und da scheint es, daß Racan zuerst erwachte. Er, der bekanntlich sehr zerstreut

ist, steht auf, hält die Hosen Ivrande's für seine Unterhosen und zieht sie an, ohne seinen Irrthum zu bemerken. Darüber jedoch legt er seine Beinkleider an, vollendet seine Toilette und geht aus. Fünf Minuten später erwacht Ivrande und findet seine Hosen nicht."

„Mordieu!" sagte er zu Malherbe, „es scheint, daß dieser Confusionsrath Racan meine Hosen mitgenommen hat."

„Und ohne auf das Geschrei Malherbe's zu achten, der noch im Bette liegt, zieht er seinerseits dessen Hosen an und stürzt auf die Straße, wo er zu laufen beginnt, um Racan einzuholen, was ihm auch gelingt.

„Racan, der ganz gravitätisch einherstolzirt und gar nicht bemerkt, daß er heute ungewöhnlich wohlbeleibt ist, wird angehalten, und Ivrande fordert gebieterisch sein Eigenthum zurück."

„Es ist in der That wahr! Du hast wirklich Recht!" sagte Racan, als er endlich den begangenen Mißgriff bemerkte.

„Und ohne weitere Umstände setzt er sich, wie ich bereits die Ehre hatte, Ew. Eminenz mitzutheilen, an einem der belebtesten Puncte in Paris auf einen Eckstein, zieht erst die oberen und dann die unteren Beinkleider aus, gibt diese letzteren Ivrande zurück und zieht die seinigen wieder an. In diesem Augenblicke kam ich dazu und bot Racan ein Frühstück an. Er weigerte sich anfangs, indem er sagte, er sei heute nur deshalb so zeitig aufgestanden, weil er ein äußerst wichtiges Geschäft zu besorgen habe; aber als er sich erinnern wollte, was es sei, kam er damit nicht zum Ziele. Wie wir unser Frühstück beinahe beendigt hatten, schlug er sich plötzlich mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Jetzt erinnere ich mich," rief er, „was ich eigentlich zu thun hatte!"

„Und was hatte er zu thun?" fragte der Cardinal, der, wie immer, an der lebhaften Erzählungsweise Bois-Robert's großes Interesse fand.

„Er hatte sich nach dem Befinden der Frau Marquise

von Rambouillet zu erkundigen, die seit dem Unfall des Marquis Pisani am Fieber leidet."

„In der That," sagte der Cardinal; „meine Nichte hat mir auch davon erzählt; es ist gut, daß Ihr mich daran erinnert, Bois-Robert; Ihr werdet Euch im Vorbeigehen erkundigen."

„Es ist überflüssig."

„Warum?"

„Weil sie genesen ist!"

„Genesen? Und wer hat sie behandelt?"

„Voiture!"

„Bah, seit wann ist Voiture Arzt?"

„Er ist kein Arzt, aber Eminenz werden sehen, daß man nicht Arzt zu sein braucht, um Jemanden vom Fieber zu befreien."

„Wie das?"

„Man braucht nichts weiter dazu, als zwei Bären."

„Wie? Zwei Bären?"

„Ja! Voiture hatte gehört, daß man Jemand das Fieber vertreiben könne, wenn man den Patienten durch etwas Außerordentliches überrasche. Voiture ging also durch die Straßen und suchte nach einer Ueberraschung für die Marquise, als er zwei Bärenführern mit ihren Thieren begegnete.

„O, Pardieu," rief er, „das ist gerade, was ich brauchen kann."

„Er forderte die beiden Savoyarden auf, ihm zu folgen, und führte die ganze Gesellschaft in das Hôtel Rambouillet.

„Die Marquise saß, in einen Shawl gehüllt, vor ihrem Kaminfeuer. Zwischen ihr und der Glut steht ein Wandschirm; Voiture tritt sachte ein, stellt zwei Stühle hinter den Schirm und läßt die Bären auf die Stühle steigen. Die Marquise hört hinter sich ein lautes Schnarchen, sie kehrt sich um und blickt in die geöffneten Rachen der zwei Ungethüme.

Sie glaubte vor Schrecken sterben zu müssen, aber das Fieber war fort."

„O, welche Geschichte!" rief der Cardinal; „was denkt Ihr davon, Mulot?"

„Ich denke," sagte dieser, den der Wein gutgelaunt gemacht hatte, „daß mit Gottes Hilfe alle Mittel gut sind."

„Ihr bringet da Gott in eine sehr gemischte Gesellschaft, in der sich Voiture, die Frau Marquise und zwei Savoyarden befinden."

„Gott ist überall," sagte mit scheinheiligem Wesen der Almosenier, indem er die Augen und sein Glas gegen den Himmel erhob. „Aber Ihr, Monseigneur, Ihr glaubt nicht an Gott."

„Wie! Ich glaubte nicht an Gott?" fragte der Cardinal.

„Werdet Ihr mir nicht etwa sagen, Ihr glaubtet jetzt an ihn?" sagte der Abbé, indem er auf den Cardinal seine kleinen schwarzen Augen richtete, welche vom Weine funkelten.

„Zuverlässig glaube ich an ihn."

„Ei was! Bei Eurer letzten Beichte habt Ihr mir gestanden, daß Ihr nicht an ihn glaubtet."

„La Follone! Le Bois!" rief lachend der Cardinal, „Ihr werdet doch wohl kein Wort von dem glauben, was Mulot sagt? Er ist so betrunken, daß er meine Beichte mit der Prüfung seines Gewissens verwechselt. — Seid Ihr fertig mit dem Essen, La Follone?"

„Gleich, Monseigneur."

„Uebrigens ist es Zeit, daß die Tafel beendigt werde; sprechet das Tischgebet, La Follone, und lasset uns dann zu unseren Geschäften gehen; ich habe Le Bois einen geheimen Auftrag zu ertheilen."

„Und ich, Monseigneur," sagte Le Bois, „ich habe Euch eine Bitte vorzutragen."

„Wieder für einen Bedürftigen?"

„Nein, diesmal ist es eine Bedürftige.“

„Und was macht Eure Bedürftige?“

„Verse, Monseigneur.“

„Verse?“

„Ja, und zwar sehr schöne; wollet Ihr einige derselben hören?“

„Nein! Das würde Mulot einschläfern und La Follone eine Indigestion verursachen.“

„Nur vier, Monseigneur!“

„Vier Verse? Darin sehe ich nichts Ungebührliches.“

„Hier, Monseigneur,“ sagte Bois-Robert, indem er dem Cardinal einen Kupferstich zeigte, der Johanna d'Arc vorstellte.

„Aber,“ sagte der Cardinal, „das ist ein Kupferstich und Ihr sprachet von Versen.“

„Leset, was unter dem Bilde steht, Monseigneur.“

„Gut!“

Und der Cardinal las nachstehende vier Zeilen.

„Peux tu bien accorder, vierge du ciel chérie,
La Douceur de tes yeux et ce glaive irritè?“
„La Douceur de mes yeux caresse ma patrie,
Et mon gaive en fureur lui rend la liberté.“

„Sieh, sieh!“ sagte der Cardinal und er überlas die Verse ein zweites Mal, „das Gedichtchen ist in der That nicht übel; es ist ein hübscher Klang und fein poetischer Kern in diesen Versen; von wem sind sie?“

„Sehet den Namen der Verfasserin selbst, Monseigneur; er steht unter den Versen.“

„Marie Legars, Fräulein von Gournay! Wie?“ rief der Cardinal, „diese Verse rühren von Fräulein von Gournay her?“

„Ja wohl, Monseigneur!“

„Von derselben, die ein Buch unter dem Titel: „Der Schatten“ geschrieben hat?“

„Von derselben!“

„Aber das ist ja gerade die Dame, zu der ich Dich schicken wollte, Le Bois!"

„Wie gut sich das trifft!"

„Nimm meinen Wagen und hole mir die Dame!"

„Der Unglückliche!" brummte Mulot; „er läßt die Pferde des Herrn Cardinals so viel nach Dichtern und Dichterinnen herumgaloppiren, daß die armen Thiere bald lahm sein werden."

„Abbé!" sagte Bois-Robert, „wenn Gott die Pferde Monseigneurs zu dem Zwecke erschaffen hätte, damit sie ruhen, so hätte er sie wahrscheinlich zu Canonikern von St. Chapelle gemacht."

„Diesmal seid Ihr getroffen, Mulot!" rief der Cardinal, während Mulot keine passende Antwort finden konnte.

„Der Almosenier Sr. Eminenz möge mir darum nicht gram sein!" sagte Bois-Robert mit schlecht verhehlter Bosheit.

„Ich bin kein Almosenier!" schrie Mulot.

„Fräulein von Gournay ist da," bemerkte Bois-Robert, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Wie, sie ist da?"

„Ja; da ich heute ihretwegen Eure Eminenz um etwas bitten wollte, und da ich von Eurer Güte überzeugt war, daß Ihr meine Bitte erfüllen würdet, Monseigneur, so sagte ich ihr, sie möge sich nach zehn Uhr hier einfinden. Sie muß also jetzt schon da sein."

„Le Bois, Du bist ein köstlicher Mensch. Also, Abbé, noch ein Glas Nuits! La Follone, noch einen Löffel von dieser Confiture und das Tischgebet. Man darf Fräulein von Gournay nicht warten lassen, die ein Edelfräulein und die Adoptivtochter Montaigne's ist."

La Follone faltete die Hände über seinem dicken Bauche und die Augen fromm zum Himmel erhebend sagte er:

„Herr, unser Gott, erzeige uns die Gnade, dieses gute

Frühstück, das wir so gut gegessen haben, auch gut zu verdauen."

Das war es, was Richelieu das Tischgebet La Follone's nannte.

„Und nun, meine Herren," sagte der Cardinal, „lasset mich allein!"

La Follone und Mulot erhoben sich und verließen das Zimmer; Ersterer drehte sich noch in der Thür um, und sagte, selig lachend:

„Meiner Treu, man frühstückt gut bei Seiner Eminenz!"

Mulot, der taumelte wie ein Silen, stammelte, indem er die Hände zum Himmel erhob:

„Ein Cardinal, der nicht an Gott glaubt! Gräuel und Verdammniß!"

Bois-Robert, ganz glücklich darüber, seinem Schützlinge eine gute Nachricht bringen zu können, war schon früher aus dem Zimmer gehüpft.

Der Cardinal blieb einen Augenblick allein, aber so kurz dieser Augenblick auch war, genügte er, um dem Gesichte Sr. Eminenz jene Hoheit und Würde wiederzugeben, die während des heitern Mahles einem sorgloseren, freundlicheren Ausdruck Platz gemacht hatte.

„Das Blatt existirt," sagte er, „Sully kennt die Person, die es besitzt, und ich werde sie auch kennen lernen."

Da trat, von Bois-Robert geführt, Fräulein von Gournay, in das Gemach.

XI.

Fräulein von Gournay.

Das Fräulein von Gournay gehörte, wie wir bereits erwähnt haben, zu der weitverbreiteten Kaste der alten Jungfern; sie war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gebo-

ren. Ihre Heimat war die Picardie, und sie stammte aus gutem Hause.

In einem Alter von neunzehn Jahren hatte sie die „Essais“ von Montaigne gelesen, und wurde von denselben bezaubert; sie nahm sich vor, den Verfasser um jeden Preis kennen zu lernen.

Montaigne war gerade nach Paris gekommen; sie erkundigte sich nach seiner Adresse, sandte ihm ihren Gruß und ließ ihm sagen, welche Achtung sie vor seiner Person und seinen Büchern hegte.

Montaigne besuchte sie, und da er sie voll Jugend und Enthusiasmus fand, bot er ihr seine Freundschaft und die Neigung eines Vaters für seine Tochter an, die sie mit Erkenntlichkeit annahm.

Von diesem Tage an fügte sie zu ihrer Unterschrift stets den Beisatz: „Adoptivtochter Montaigne's“ hinzu.

Sie machte Verse und nicht gar schlechte, wie man gesehen hat, aber diese Verse ernährten sie schlecht, und sie befand sich in einer dem Elend nahen Lage, als Bois-Robert, den man den Bittsteller der betrübten Musen zu nennen pflegte, ihre mißlichen Verhältnisse in Erfahrung brachte und sofort beschloß, sie dem Cardinal vorzustellen.

Bois-Robert kannte seinen Einfluß auf den Cardinal so gut, daß er zu sagen pflegte:

„Ich wünsche weiter nichts, als in der andern Welt ebenso gut mit unserem Heiland Jesus Christus zu stehen, wie ich in dieser Welt mit dem Cardinal stehe.“

Bois-Robert war ein Mann der That; er zögerte nicht, seinen Schützling sogleich zum Cardinal zu bringen, und durch einen sonderbaren Zufall führte er sie gerade an einem Tage und zu einer Stunde dahin, in welcher der Cardinal beschlossen hatte, sie aufsuchen zu lassen.

Das arme alte Mädchen befand sich also gewissermaßen am Ziele ihrer Wünsche und hatte die besten Aussichten.

Der Cardinal empfing sie lächelnd und sagte ihr einige artige Worte über ihre schriftstellerische Fertigkeit.

Sie kam dadurch keineswegs aus der Fassung.

„Ihr lacht eine arme alte Jungfer aus, Monseigneur," sagte sie, „aber lacht immerhin; ganz Frankreich, dessen Genius Ihr seid, muß sich glücklich schätzen, zu Eurer Unterhaltung etwas beitragen zu dürfen."

Der Cardinal, der über so viele Geistesgegenwart erstaunt, und durch so große Demuth gerührt war, entschuldigte sich bei der Dame und wandte sich an Bois-Robert.

„Was willst Du, Le Bois, daß wir für Fräulein von Gournay thun sollen?"

„Es steht mir nicht zu," sagte Bois-Robert, sich tief verneigend, „der Großmuth Ew. Eminenz Schranken zu setzen."

„Gut," sagte der Cardinal, „ich gebe ihr also zweihundert Thaler Pension."

Zu jener Zeit, und namentlich für ein altes, alleinstehendes Mädchen, waren zweihundert Thaler eine große Summe; sie vertraten zwölfhundert Livres, und damals konnte man mit zwölfhundert ebenso viel ausrichten, wie jetzt mit viertausend.

Fräulein von Gournay wollte ihren tiefgefühlten Dank ausdrücken, als Bois-Robert, welcher durchaus nicht zufrieden war, und den Cardinal nicht mit einer solchen Kleinigkeit freigeben mochte, sie beim ersten Worte unterbrach.

„Zweihundert Thaler, sagten Monseigneur?" fragte er.

„Ja!" antwortete der Cardinal.

„Das ist gut für sie, und sie wird Euch dankbar dafür sein, Monseigneur, aber sie hat auch Dienerschaft."

„Ah, sie hat auch Dienerschaft?"

„Ja wohl, ein adeliges Fräulein kann sich doch nicht allein bedienen? Monseigneur werden das begreifen!"

„Ich begreife! Und was für Diener hat das Fräulein?" sagte der Cardinal, der im Voraus entschlossen war, Alles

was Bois-Robert verlangen würde, zu gewähren, um dadurch die Bittstellerin zu bestechen.

„Sie hat zuerst Fräulein Jamyn," sagte Bois-Robert.

„O, mein Herr," unterbrach ihn die Gournay, welche fand, daß er sich denn doch zu viel Freiheiten auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit des Cardinals gestattete.

„Lasset mich nur machen," flüsterte ihr der Lustigmacher des Cardinals zu, „ich kenne Se. Eminenz besser, als Ihr."

„Und wer ist dieses Fräulein Jamyn?" fragte der Cardinal.

„Sie ist die natürliche Tochter des Amadis Jamyn, Pagen des Herrn Ronsard."

„Ich gebe fünfzig Livres für die natürliche Tochter des Herrn Amadis Jamyn, Pagen des Herrn Ronsard."

Das Mädchen machte eine Bewegung, um sich zu erheben, aber Bois-Robert drückte sie auf ihren Sitz nieder.

„Da ist ferner meine Freundin Piaillon," fuhr der hartnäckige Bittsteller fort.

„Wer ist die Piaillon?" fragte der Cardinal, während Fräulein von Gournay verzweiflungsvolle Geberden machte, die jedoch Bois-Robert nicht im Geringsten beachtete.

„Ew. Emin.nz kennen die Piaillon nicht?"

„Nein, wie ich zu meiner Schande gestehen muß."

„Es ist das Kätzchen des Fräulein von Gournay."

„Monseigneur!" schrie die geängstigte Dame, „entschuldiget" — der Cardinal machte ihr ein beschwichtigendes Zeichen mit der Hand.

„Ich gebe dieser Katze zwanzig Livres Pension," sagte er.

„Fräulein von Gournay wird in dem Namen ihrer Katze Ew. Eminenz danken — aber —"

„Wie? Es gibt noch ein Aber?"

„Ja, Monseigneur, und dieses Aber bedeutet, daß nicht nur die Katze, sondern auch Kätzchen da sind."

Fräulein von Gournay faltete in ihrer größten Seelenangst die Hände und streckte sie bittend nach Bois-Robert aus.

„Wie viele?" fragte der Cardinal lakonisch.

„Fünf!"

„Oho! Diese Piaillon scheint fruchtbar zu sein. Thut nichts! Ich füge eine Pistole für jedes Kätzchen hinzu."

„Und nun, Fräulein von Gournay," sagte Bois-Robert, entzückt über seinen Erfolg, „gestatte ich Euch, Sr. Eminenz zu danken."

„Noch nicht, noch nicht," rief der Cardinal; „das Fräulein hat mir nicht zu danken, da im Gegentheile bald an mich die Reihe kommen dürfte, ihr dankbar zu sein."

„Wie das?" rief Bois-Robert erstaunt.

„Laßt uns allein," erhielt er vom Cardinal zur Antwort, „ich habe an das Fräulein eine Bitte." Bois-Robert richtete einen ganz verwunderten Blick auf den Cardinal und dann auf das Fräulein von Gournay.

„Ich errathe deine Gedanken, Du schlechter Spaßmacher," sagte Richelieu; „aber wenn ich irgend einen Witz höre, den Du Dir gegen die Ehre des Fräuleins erlaubt hast, so bekömmst Du es mit mir zu thun. — Erwarte das Fräulein im Salon."

Bois-Robert grüßte und ging hinaus; er war über die Absicht des Cardinals vollkommen im Dunkeln.

Der Cardinal versicherte sich, daß die Thür gut verschlossen sei, und näherte sich dann dem Fräulein von Gournay, welches ebenso erstaunt war, wie Bois-Robert.

„Ja, mein Fräulein," sagte er, „ich habe Euch um eine Gunst zu bitten."

„Um welche, Monseigneur?" fragte das arme alte Mädchen.

„Ich möchte Euch bitten, in Euren Erinnerungen zu-

rückzugehen; es wird Euch das sehr leicht sein, da Ihr gewiß ein gutes Gedächtniß habt."

„Ein vortreffliches, Monseigneur, und wenn die Begebenheit, an die ich mich erinnern soll, nicht gar zu weit hinter mir liegt —"

„Die Mittheilungen, die ich von Euch wünsche, betreffen eine Thatsache, oder vielmehr zwei Thatsachen, welche sich zwischen dem 9. und 11. Mai 1610 zugetragen haben."

Fräulein von Gournay erbebte unmerklich, als sie dieses Datum hörte und richtete auf den Cardinal einen Blick in welchem sich einige Unruhe verrieth.

„Vom 9. bis 11. Mai 1610?" wiederholte sie; „das will sagen, in demselben Jahre, in welchem unser guter König Heinrich IV. ermordet wurde?"

„Ganz richtig, mein Fräulein, und die Mittheilung, um die ich Euch bitten will, bezieht sich sogar auf seinen Tod."

Fräulein von Gournay antwortete nicht, aber ihre Unruhe verdoppelte sich.

„Beunruhiget Euch nicht, Fräulein; die Art von Verhör, die ich mit Euch anzustellen beabsichtige, berührt Euch nicht im Geringsten; ich bin weit entfernt, Euch in irgend einer Art belästigen zu wollen; im Gegentheile habt Ihr es mehr Eurer in jener traurigen Zeit bewahrten Haltung und Gesinnung, die mir bekannt sind, als den Empfehlungen Bois-Robert's zu verdanken, daß ich, so viel in meinen Kräften steht, Eure Zukunft zu sichern bemüht bin."

„Entschuldiget, Monseigneur," sagte Fräulein von Gournay ganz verwirrt, „aber ich kann nicht begreifen —"

„Zwei Worte werden genügen, um Euch aufzuklären. Ihr kanntet eine Dame Namens Marquise Jacqueline Levoyer, genannt von Coëtman."

Diesmal erbebte und erbleichte das Fräulein sichtlich.

„Ja," sagte sie, „sie ist aus derselben Provinz, wie ich, aber um dreißig Jahre jünger, wenn — sie noch lebt."

„Sie übergab Euch am 9. oder 10. Mai, sie selbst

kann sich genau des Tages nicht mehr erinnern, einen Brief, welcher wohl an Herrn von Sully adressirt, aber an den König gerichtet war."

„Es war dies am 10. Mai, Monseigneur."

„Ihr wißt, was dieser Brief enthielt?"

„Es war eine Anzeige, daß der König ermordet werden sollte."

„Der Brief nannte den Urheber der Verschwörung?"

„Ja, Monseigneur," hauchte das Fräulein von Gournay und zitterte dabei am ganzen Körper.

„Ihr erinnert Euch an die Namen der Personen, welche von der Coëtman angegeben wurden?"

„Ich erinnere mich, Monseigneur."

„Wollt Ihr mir diese Namen nennen?"

„Es ist etwas Großes, was Ihr da von mir verlangt, Monseigneur."

„Ihr habt Recht. Ich will also diese Namen nennen, und Ihr könnt Euch darauf beschränken, mit einem Ja oder Nein zu antworten. Diese Personen waren also: Ihre Majestät, die Königin-Mutter, Maria von Medicis, der Marschall d'Ancre und der Herzog von Epernon."

Fräulein von Gournay war mehr todt als lebendig; sie machte ein schwaches, bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Diesen Brief," fuhr der Cardinal fort, „übergabt Ihr Herrn von Sully, der das große Unrecht beging, ihn dem Könige nicht zu zeigen, sondern Euch denselben zurückgab, indem er sich begnügte, dem Könige davon zu erzählen."

„Dies Alles ist vollkommen genau, Monseigneur."

„Ihr habt diesen Brief aufbewahrt?"

„Ja, Monseigneur, denn es gab nur zwei Personen, welche ein Recht besaßen, ihn von mir zu fordern, das war Herr von Sully, an den er adressirt war, und Frau von Coëtman, die ihn geschrieben hatte."

„Ihr habt nie wieder von Herrn von Sully gehört?"

„Nie, Monseigneur."

„Auch von der Coëtman nicht?"

„Ich hörte, daß sie am 13. verhaftet wurde, habe sie seitdem nicht wieder gesehen, und weiß nicht, ob sie lebt oder todt ist."

„Ihr habt also diesen Brief noch?"

„Ja, Monseigneur."

„Nun denn, die Gunst, die ich von Euch erbitten wollte, ist, mir diesen Brief zu übergeben."

„Unmöglich, Monseigneur!" sagte das Fräulein von Gournay mit einer Festigkeit, die man ihr einen Augenblick vorher nicht zugetraut hätte.

„Und warum?" fragte der Cardinal gespannt.

„Weil, wie ich Euer Eminenz vor wenigen Augenblicken sagte, nur zwei Personen in der Welt ein Recht auf diesen Brief haben: Frau von Coëtman, welche als Mitschuldige in diesen fürchterlichen Proceß verwickelt wurde, und der er als Rechtfertigung dienen kann, und der Herzog von Sully."

„Frau von Coëtman hat in diesem Augenblicke keine Rechtfertigung mehr nöthig, da sie heute Nacht zwischen 1 und 2 Uhr in dem Kloster der Büßerinnen gestorben ist."

„Gott nehme ihre Seele gnädig auf!" sagte Fräulein von Gournay sich bekreuzend; „sie war eine Märtyrerin."

„Und was Sully anbelangt," fuhr der Cardinal fort, „so hat er sich achtzehn Jahre lang nicht um diesen Brief bekümmert, und wird sich wahrscheinlich auch ferner nicht darum kümmern."

Fräulein von Gournay schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich kann ohne Einwilligung des Herrn von Sully nichts thun, besonders da Frau von Coëtman nicht mehr unter den Lebenden ist."

„Und wenn ich die Gnadengaben, die ich Euch eben bewilligte, als Preis für diesen Brief setzte?"

Fräulein von Gournay erhob sich mit Würde von ihrem Sitze.

„Monseigneur," sagte sie, „ich bin aus adeligem Ge-

schlechte, daher ebenso gut ein Edelfräulein, wie Ihr ein Edelmann; ich werde verhungern, wenn es sein muß, aber ich werde nichts thun, wegen dessen mir mein Gewissen einen Vorwurf machen könnte."

„Ihr werdet nicht verhungern, edles Mädchen, und Euer Gewissen wird Euch auch keine Vorwürfe zu machen haben!" sagte der Cardinal, welcher sichtlich erfreut war, so viel Ehrliebe und Charakterstärke bei einer armen Bücherschreiberin gefunden zu haben. „Herr von Sully hat mir versprochen, Euch die Erlaubniß zu ertheilen, und Ihr werdet selbst in Begleitung meines Gardecapitäns sich nach seinem Hôtel begeben, um dieselbe aus seinem Munde zu hören."

Dann rief er zugleich Cavois und Bois-Robert in's Gemach.

„Cavois," sagte er, „Ihr bringet Fräulein von Gournay in meiner Carosse zu dem Herrn Herzoge von Sully; daselbst werdet Ihr, damit sie nicht zu warten braucht, meinen Namen nennen, und wenn die Audienz zu Ende ist, begleitet Ihr das Fräulein in ihre Wohnung, woselbst sie Euch einen Brief übergeben wird, den Ihr nur mir allein einzuhändigen habt."

Dann wandte er sich an Bois-Robert.

„Le Bois," sagte er, „ich verdopple die Pension des Fräuleins von Gournay, so wie die der natürlichen Tochter des Amadis Jamyn, der Piaillon und ihrer fünf Kätzchen. Ist es recht so und habe ich Niemanden vergessen?"

„Nein!" rief Bois-Robert außer sich vor Freude.

„Ihr werdet Euch also mit meinem Schatzmeister in's Einvernehmen setzen, daß die Pension vom 1. Januar 1628 flüssig gemacht wird."

„O, Monseigneur," rief die alte Dame, die Hand Richelieu's ergreifend, um sie zu küssen.

„Es ist an mir, Euch die Hand zu küssen, mein Fräulein," sagte der Cardinal.

„Monseigneur, Monseigneur,“ rief die Dame, indem sie versuchte, ihre Hand zurückzuziehen, „einem armen alten Mädchen!“

„Eine rechtschaffene Hand ist mehr werth, als eine jugendliche!“ sagte der Cardinal.

Und er drückte einen achtungsvollen Kuß auf die gelbe, runzelige Hand des Fräuleins.

Fräulein von Gournay, Cavois und Bois-Robert verließen das Arbeitszimmer des Cardinals.

XII.

Souscarrières' Rapport.

Als der Cardinal allein war, rief er nach seinem Secretär Charpentier und verlangte von ihm die an diesem Tage eingelaufenen Briefe.

Es waren drei wichtige darunter.

Einer von Beautru, dem Gesandten, oder vielmehr dem Geschäftsträger in Spanien, denn Beautru erhielt niemals den Titel eines Gesandten, weil er am französischen Hofe stets die Stelle eines Lustigmachers bekleidete.

Ein zweiter von La Saludie, dem außerordentlichen Gesandten in Piemont.

Ein dritter von Charnasse, der als vertrauter Botschafter Frankreichs sich in Deutschland aufhielt und zugleich mit einer geheimen Mission für Gustav Adolph beauftragt war.

Mag sein, daß Beautru von Richelieu gewählt wurde, weil er ein erbitterter Feind Epernon's war.

Als er sich eines Tages einige Späße über den Herzog erlaubt hatte, ließ ihn dieser von seinen Leuten ergreifen und tüchtig durchprügeln.

Noch nicht ganz von diesem Abenteuer hergestellt, und mit schmerzenden Lenden, war er genöthigt, Audienz bei der



Königin-Mutter zu nehmen; er erschien auf einen Stock gestützt.

„Habt Ihr denn die Gicht, Herr von Beautru," fragte die Königin-Mutter, „daß Ihr genöthigt seid, Euch auf einen Stock zu stützen?"

„Majestät," antwortete der Fürst von Guémené, „Herr von Beautru leidet keineswegs an der Gicht, aber wie der heilige Laurentius seinen Rost, so trägt auch er den Stock als das Instrument herum, mit welchem er gepeinigt wurde."

Als Beautru in der Provinz war, belästigte ihn der Richter einer kleinen Stadt so häufig, daß er seinem Diener den Befehl gab, denselben nicht mehr vorzulassen; der Richter kam abermals und der Diener meldete ihn troß des Verbotes an.

„Habe ich Dir nicht befohlen, Du Dummkopf, einen Vorwand zu finden, um mich dieses Ueberlästigen zu entledigen?"

„Meiner Treu, ja, Ihr befahlet mir das; aber ich wußte nicht, was ich ihm sagen sollte."

„Sage ihm, daß ich im Bette liege."

Der Diener geht hinaus, kehrt aber gleich darauf wieder zurück.

„Gnädiger Herr, er sagt, er werde warten, bis Ihr aufsteht."

„Sage ihm, daß ich krank bin."

Wieder geht der Diener und wieder kehrt er zurück.

„Gnädiger Herr, er sagt, er wolle Euch ein Recept geben."

„Sage ihm, daß ich bereits in den letzten Zügen liege."

Der Diener ging und kam.

„Gnädiger Herr, er will Abschied von Euch nehmen."

„Sage ihm, ich sei schon todt."

Neues Gehen und Kommen des Dieners.

„Gnädiger Herr, er möchte Euch gern mit Weihwasser besprengen."

„So lasse ihn denn in Gottes Namen eintreten." sagte Beautru seufzend; „ich hätte niemals geglaubt, daß ich einen Menschen finden würde, der noch eigensinniger ist, als ich selbst es bin."

Was ihn dem Cardinal noch ganz besonders empfahl, war die unbedingte Geringschätzung, die er gegen Rom hegte, welches er nicht anders nannte, als „das apostolische Hemd". Der Cardinal theilte ihm eines Tages die durch Urban XIII. erfolgte Ernennung von zehn Cardinälen mit, deren letzter Fachinetti (Lastträger, Tölpel) hieß.

„Ich sehe hier nur neun," sagte Beautru.

„Und Fachinetti?" fragte der Cardinal.

„Entschuldiget, Monseigneur," entgegnete Beautru, „ich glaubte, das wäre der Titel der Uebrigen."

Beautru schrieb, daß man am spanischen Hofe seine Mission nicht sehr ernst zu nehmen scheine, daß Olivarez ihm den Hühnerhof des Königs gezeigt, welcher sehr gut gehalten sei, und ihm dabei gesagt habe, er zweifelte nicht, daß Se. Majestät, Philipp IV., sobald er seine Ankunft erführe, ihm dellas gallos schicken würde, was in Spanien ein für die Franzosen nicht besonders schmeichelhaftes Wortspiel bildet. Beautru fügte hinzu, daß er den Cardinal ersuche, in den Vorschlägen, die etwa Spanien machen würde, ein Mittel zu erblicken, Zeit zu gewinnen, da Spanien durch einen Vertrag mit Carl Emanuel verpflichtet sei, diesem zur Eroberung des Montferrat beizustehen, ja daß es dasselbe, wenn es einmal erobert wäre, mit Piemont theilen würde. Schließlich forderte der Gesandte Se. Eminenz auf, Fargis zu mißtrauen, der mit Leib und Seele (Beautru zweifelte an seiner Seele), also wenigstens mit ganzem Leibe der Königin-Mutter und der Königin gehöre, und der nichts thue, als wozu ihn seine Frau beordere, welche ihrerseits wieder die Instructionen der beiden Königinnen ausführe.

Als Richelieu diese Depesche gelesen hatte, zuckte er die Achseln und sagte:

„Ich hätte den Frieden allerdings lieber gehabt, aber ich bin auch zum Kriege bereit.“

Die Depesche La Saludie's war noch viel klarer.

Herzog Carl Emanuel, welchen Richelieu, für den Fall, als er seinen Ansprüchen auf das Montferrat und Mantua entsagen wollte, die Stadt Trino und zwölftausend Thaler Renten in souveränen Ländereien anbieten ließ, hatte das Anerbieten zurückgewiesen und einfach geantwortet, Casale sei ihm gerade so lieb, wie Trino, und er werde es genommen haben, bevor noch die königlichen Truppen in Lyon angelangt wären.

Als La Saludie nach Mantua gekommen war, hatte der Herzog, der schon zu verzweifeln angefangen, wieder etwas Muth gewonnen, doch stellte er den Plan, den Herzog von Guise mit 7000 Mann in Genua landen zu lassen, als unausführbar dar, da die Spanier die Wege von dort nach Montferrat beherrschten. Der König könnte sich von nun an nur darauf beschränken, den Paß von Susa zu forciren, eine Position, die wohl fest, aber nicht uneinnehmbar war.

La Saludie zeigte an, daß er, nachdem er den Herzog von Savoyen und den Herzog von Mantua gesprochen habe, nach Venedig reise.

Richelieu nahm sein Notizbuch und schrieb:

„Der Gesandte in Turin, Chevalier Marini, ist abzuberufen und ihm aufzutragen, daß er Carl Emanuel erkläre, der König von Frankreich betrachte ihn von nun als seinen entschiedenen Feind.“

Charnasse, in dessen Thätigkeit und Klugheit der Cardinal das größte Vertrauen setzte, war lange vor den beiden Anderen abgereist, da er auf seinem Wege nach Schweden über Constantinopel und Rußland gehen sollte. Charnasse hatte seine inniggeliebte Frau verloren, und unter dem Drucke seines heftigen Schmerzes über diesen Verlust

erbat er sich von dem Cardinal die Mission, da sie ihn von Paris entfernte.

Der Brief des Herrn von Charnasse war eine lange Lobrede des Königs von Schweden, den er dem Cardinal als den Einzigen darstellte, der im Stande wäre, das Vordringen der kaiserlichen Waffen in Deutschland aufzuhalten, wenn die Protestanten sich entschlössen, eine Ligue mit ihm einzugehen.

Richelieu dachte einen Augenblick lang nach, dann, als ob er einen letzten Scrupel besiegte, sagte er:

„Gut! Der Papst wird wohl seine Bedenken haben, doch da ich Cardinal bin, kann er mich nicht entcardinalisiren und der Ruhm und die Größe Frankreichs geht Allem vor!"

Und ein Blatt Papier zu sich heranziehend, schrieb er:

„Gustav Adolf ist zu ermahnen, sobald er mit den Russen fertig ist, seinen Glaubensbrüdern in Deutschland, denen von Ferdinand der Untergang gedroht wird, zu Hilfe zu eilen. Versprechet ihm, daß Richelieu für ihn eine große Summe Geldes bereit halten wird, wenn er dessen Politik unterstützt, und lasset ihn hoffen, der König werde zu gleicher Zeit Lothringen angreifen, um so eine Diversion herbeizuführen."

Wie man sieht, vergaß der Cardinal den Brief in Chiffreschrift nicht, den er acht Tage früher erhielt, und den er mit Hilfe Rossignol's entschiffert hatte.

Endlich fügte er hinzu:

„Wenn die Unternehmung des Königs von Schweden einen guten Anfang nimmt und einen guten Fortgang verspricht, wird der König von Frankreich keine Schonung mehr gegen das Haus Oesterreich beobachten.

„Der Brief an den Chevalier Marini und die Depesche für Charnasse sind an einem und demselben Tage abzusenden."

Der Cardinal war in seiner diplomatischen Beschäftigung soweit vorgeschritten, als Savois eintrat, und ihm den

Brief der Coëtman brachte, dessen Auslieferung dem Fräulein von Gournay von Sully gestattet worden war.

Dieser Brief lautete:

„An Se. geliebte Majestät, König Heinrich IV., wird im Namen Frankreichs, im Namen seiner Person, im Namen seines Lebens, die dringende Bitte gestellt, einen Menschen, Namens Franz Ravaillac, verhaften zu lassen, den man überall unter dem Namen der „Königsmörder" kennt, der mir selbst gestanden hat, was für schändliche Absicht er habe, und von dem man sagt (ich scheue mich, es zu wiederholen), daß er zu dem Verbrechen von der Königin gedrängt wird, welche der Marschall d'Ancre und der Herzog von Epernon in diesen Bestrebungen unterstützen.

„Drei Briefe wurden bereits von mir, der sehr ergebenen Dienerin Eurer Majestät, an die Königin geschrieben und nie beantwortet; deshalb wende ich mich an den König und bitte Herrn von Sully, den ich für den besten Freund Sr. Majestät halte, und beschwöre ihn, diesen Brief dem Könige vor Augen zu halten, dessen treueste Unterthanin und Dienerin ich bin.

„Jacqueline Levoyer von Coëtman."

Richelieu schien die Fassung dieses Briefes sehr zu befriedigen; er öffnete das geheime Fach, in welchem sich, wie wir wissen, der Griff des Glockenzuges befand, der in das Zimmer seiner Nichte führte, schloß es jedoch rasch, als er bemerkte, daß Cavois noch immer aufrecht hinter ihm stand und eine Meldung machen zu wollen schien.

„Nun, Cavois, was willst Du noch da, Du Ueberlästiger?" fragte er in jenem barschen Tone, über den sich seine Umgebung niemals täuschte, und den sie für ein untrügliches Zeichen seiner guten Laune hielt.

„Monseigneur! Draußen steht Herr von Souscarrières, der Euch seinen ersten Rapport bringt."

„Uebernimm diesen Rapport und bringe mir ihn herein."

Cavois ging hinaus.

Der Cardinal, dem die Meldung Cavois' etwas Vergessenes in Erinnerung gebracht hatte, näherte sich der zu Marion de Lorme führenden Verbindungsthür, öffnete sie und hob ein auf dem Boden liegendes Billet auf, welches in zierlicher Schrift folgende Worte enthielt:

„Er ist ein einziges Mal während acht Tagen zu Frau von Montagne gekommen; man hält ihn in ein Ehrenfräulein der Königin, Namens Isabelle von Lautrec, verliebt."

„Ah, ah," sagte Richelieu, „das ist wohl die Tochter des Baron Franz von Lautrec, welcher in der Umgebung des Herzogs von Rethellois zu Mantua sich aufhält?"

Und er schrieb folgende Note in sein Taschenbuch:

„Dem Baron von Lautrec den Befehl zu ertheilen, seine Tochter zu sich zu berufen." Dann sagte er bei sich selbst:

„Da ich den Grafen von Moret in den Krieg senden will — so wird Isabelle, wenn sie in Italien ist, ein mächtiger Magnet für ihn werden."

Während er weiter schrieb, trat Cavois ein, und übergab ihm den schriftlichen Bericht Souscarrières, der mit dem Wappen der Bellegarde gesiegelt war.

Der Cardinal riß den Umschlag auf und las: „Bericht des Sieur Michel, genannt Souscarrières', an Se. Eminenz, den Cardinal Herzog von Richelieu.

„Gestern, 13. December; erster Tag des Sänftendienstes.

„Der spanische Gesandte, Herr Mirabel, nahm in der Straße St. Sulpice eine Sänfte und ließ sich zu dem Juwelier Lopez bringen; wo er um 11 Uhr abgesetzt wurde.

„Zu derselben Stunde nahm Frau von Fargis in der Rue des Poulies eine Sänfte und ließ sich ebenfalls zu Lopez tragen.

„Einer der Träger bemerkte, wie daselbst der Gesandte Spaniens mit der Dame der Königin sprach und ihr ein Billet zusteckte.

„Zu Mittag ließ sich der Cardinal Bérulle zu dem Herzoge von Bellegarde bringen; durch meine Beziehungen in diesem Hause, in welchem man mich noch immer als

Sohn des Herzogs anerkennt, gelang es mir, zu erfahren, daß ein geheimer Rath besprochen wurde, der in den Tuilerien abgehalten werden soll, und bei dem es sich um den Krieg in Piemont handeln wird. Der Herzog von Bellegarde, Marschall Bassompierre, Herzog von Guise und Herr von Marillac werden gegenwärtig sein."

„Ah, ich wußte es wohl," unterbrach sich der Cardinal im Lesen, „daß dieser Kerl mir nützlich werden wird," und er las weiter:

„Frau Bellier, die Kammerfrau der Königin, ließ sich von meinen Leuten gegen zwei Uhr zu dem Apotheker der Königin, Michel Dauze, tragen, welcher seinerseits bei Anbruch der Nacht eine Sänfte nahm und sich nach dem Louvre bringen ließ."

„Gut," murmelte der Cardinal, sich im Lesen unterbrechend, „sollte die regierende Königin ebenfalls ihren Vauthier haben wollen, gleich der Königin-Mutter? Wir werden sie überwachen!"

Dann schrieb er in sein Notizbuch:

„Frau Bellier, die Kammerfrau der Königin, und der Stallmeister Patrocle, ihr Liebhaber, sind durch Geld ins Interesse zu ziehen."

Er fuhr nun im Lesen des Berichtes fort:

„Gegen acht Uhr Abends nahm Ihre Majestät die Königin-Mutter eine Sänfte und ließ sich zu der Präsidentin von Verdun tragen. Einige Minuten später brachte eine andere Sänfte den berühmten Astrologen Cleensuré eben dahin. Die Unterhaltung mochte eine Stunde gedauert haben, als Cleensuré wieder herauskam, und bei dem Scheine, welchen die Laterne der Sänfte verbreitete, einen schönen Diamantring betrachtete, den er zweifelsohne von der Königin zum Geschenk erhalten hatte. Den Gegenstand der Unterhaltung kennt man nicht.

„Gestern Abend benützte der Graf von Moret eine meiner Sänften zu einem Besuche im Hôtel Longueville, wo

große Gesellschaft war und wo sich auch der Herr Herzog von Orleans, der Herzog von Montmorency und Frau von Fargis eingefunden hatten. Im Hinausgehen wechselten Frau von Fargis und der Graf von Moret im Vestibule einige Worte. Das Gespräch mußte für Beide gleich befriedigend gewesen sein, denn im Fortgehen lachte Frau von Fargis, während der Graf von Moret ein Liedchen trällerte."

„Das ist ja Alles vortrefflich," sagte der Cardinal, „fahren wir fort:"

„Gestern Abend zwischen eilf Uhr und Mitternacht nahm der Herr Cardinal von Richelieu als Capuziner verkleidet —"

„Oho! Das wird beinahe zu vortrefflich!" brummte Richelieu und las dann mit gesteigerter Neugier weiter:

„— als Capuziner verkleidet eine Sänfte und ließ sich nach dem in der Rue de l'Homme Armé gelegenen Gasthause „zum gefärbten Barte" bringen, wo er bis halb zwei Uhr in dem Zimmer des Stephan Latil verweilte. Um halb zwei Uhr kamen Se. Eminenz die Treppe herab und befahlen den Trägern der Sänfte, ihn nach dem Kloster der Büßerinnen zu bringen."

„Teufel, Teufel!"

Dieser mehrmalige Ausruf entfuhr unwillkürlich den Lippen Sr. Eminenz, als er bei dieser Stelle angelangt war. Nichtsdestoweniger las er weiter:

„Dort ließ er sich durch die Pförtnerin das Thor öffnen, die Oberin wecken und sich von ihr zu dem Gefängnisse der Frau von Coëtman führen; nach einer viertelstündigen Unterhaltung, die er mit der Gefangenen durch das Gitterfenster gehalten hatte, befahl er seinen beiden Sänftenträgern, eine Oeffnung in die Mauer zu brechen, durch welche die Gefangene ins Freie gelangen könnte. Eine halbe Stunde genügte, um den Befehl Sr. Eminenz auszuführen."

Der Cardinal dachte einige Minuten lang nach; dann fuhr er fort:

„Da die Gefangene beinahe nackt war, umhüllte sie der Herr Cardinal mit seiner Kutte und ließ sie in die Zimmer der Oberin bringen, wo ein großes Feuer angemacht worden war, und wo sie sich nach und nach erholte und ihre Kräfte wieder erlangte. Um drei Uhr schickten Se. Eminenz nach einer zweiten Sänfte, in welcher die Coëtman zu dem Bader Nollet bei dem Pont Notre-Dame gebracht wurde; dort gab er in Bezug auf sie einige Befehle und setzte dann seinen Weg allein fort."

„Sieh, sieh!" sagte der Cardinal, „dieser Teufelsjunge ist sehr geschickt. Desto besser, desto besser! Beenden wir die Lectüre."

„Um drei Viertel auf fünf Uhr kam der Herr Cardinal in seine Wohnung zurück, verließ sie aber schon wenige Minuten nach fünf Uhr, nachdem er das Costüme gewechselt hatte. Er stieg in eine Sänfte und ließ sich nach dem Hôtel Sully tragen, wo er ungefähr eine halbe Stunde blieb. Um drei Viertel auf sieben Uhr war er wieder zu Hause.

„Zehn Minuten später nahm seine Nichte, Frau von Combalet, eine Sänfte, um sich zu dem Bader Nollet zu begeben, von wo sie in Begleitung der Frau von Coëtman, die als Carmeliterin verkleidet war, wieder in ihre Wohnung zurückkehrte.

„Dies ist der Bericht des gestrigen Tages, für dessen Genauigkeit und Verläßlichkeit mit seinem Worte bürgt

„Michel, genannt Souscarrières."

„Teufel!" sagte Richelieu, als er geendet hatte, „das ist bei meinem Worte ein schlauer Spitzbube. Cavois! Cavois!"

Der Capitän der Garden trat ein.

„Monseigneur befehlen?"

„Ist der Mann, der dieses Papier gebracht hat, noch draußen?"

„Monseigneur, wenn ich nicht irre, ist es Herr Souscarrières selbst."

„Laß ihn eintreten, lieber Savois, laß ihn eintreten!"

Als ob der Herr Souscarrières diese Ermächtigung gehört hätte, erschien er in demselben Augenblicke auf der Schwelle des Gemaches, in einem sehr einfachen, aber eleganten Anzuge und machte Sr. Eminenz eine tiefe Verneigung.

„Kommt näher, Herr Michel!"

„Hier bin ich, Monseigneur!"

„Ich habe mich in Euch nicht getäuscht, als ich Euch mein Vertrauen schenkte; Ihr seid ein geschickter Mensch."

„Wenn Ew. Eminenz mit mir zufrieden sind, so bin ich auch ein glücklicher Mensch."

„Sehr zufrieden! Nur liebe ich die Räthsel nicht, weil ich nicht Zeit habe, sie aufzulösen. Wie kommt es, daß Ihr die Details, die meine Person betreffen, so genau kennt?"

„Monseigneur!" sagte Souscarrières mit selbstzufriedenem Lächeln, „ich setzte voraus, daß Ew. Eminenz sich von der Brauchbarkeit der durch Euch ins Leben gerufenen neuen Transportmittel würden in Person überzeugen wollen."

„Nun?"

„Nun, Monseigneur, ich stellte mich in dieser Voraussetzung an die Ecke der Place Royal und wartete."

„Und dann?"

„Monseigneur, der größere Träger Eurer Sänfte, derselbe, welcher an das Thor des Klosters pochte, welcher die Frau von Coëtman aus ihrer kalten Zelle an das Caminfeuer trug, und welcher die geschlossene Sänfte holte, das war ich selbst!"

„Teufel!" rief der Cardinal, und vergaß somit schon zum dritten Male in einer Stunde seine Würde und seine Stellung.

Der Gegenstand mußte ihn eben außerordentlich interessiren.

XIII.

Die Spicknadeln des Königs Ludwig XIII.

Unsere Leser müssen wir jetzt im Interesse der Erzählung näher mit dem König Ludwig XIII. bekannt machen, den sie nur flüchtig während jener Nacht erblickt haben, als er durch die Ahnungen des Cardinals Richelieu nach dem Zimmer der Königin getrieben wurde, in dem er nur so lange blieb, um sich zu überzeugen, daß man dort keine Cabalen schmiede, und dann zu verkünden, daß er am nächsten Tage abführen und am Tage darauf zur Ader lassen würde.

Er hatte abgeführt, hatte zur Ader gelassen, aber er war danach weder heiterer noch gesünder geworden; im Gegentheil schien seine Melancholie nur noch zugenommen zu haben.

Diese Melancholie, deren Ursache Niemand kannte, und die den König in dem Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren befallen hatte, brachte ihn dahin, alle möglichen Arten von Zerstreuungen zu versuchen, ohne daß eine derselben ihn zerstreute. Dazu nehme man noch, daß er und sein Narr, L'Angely, an dem ganzen Hofe beinahe die Einzigen waren, welche sich ganz schwarz kleideten und daß er dadurch noch viel trüber erschien.

Nichts war daher düsterer, als seine Zimmer, zu denen außer der Königin Anna von Oesterreich und der Königin-Mutter nie eine Dame Zutritt hatte; und selbst diese ließen sich stets zuvor anmelden, wenn sie dem Könige einen Besuch machen wollten.

Wenn man eine Audienz bei ihm hatte, so wurde man oft, wenn man zu der bezeichneten Stunde bei ihm erschien, entweder durch Beringhen, den ersten Kammerdiener, empfangen, oder durch Herrn von Tréville, oder endlich durch Herrn von Guitaut; einer dieser Herren führte dann

den Ankommenden in einen Salon, in welchem die Augen sich vergeblich nach dem Könige umsahen. Der König stand dann in einer Fenstervertiefung mit einem seiner Vertrauten, zu dem er gesagt hatte: „Herr So und So, kommt mit, wir wollen uns langweilen.“ Und in dieser Beziehung konnte man stets versichert sein, daß er sich und Andern gewissenhaft Wort hielt.

Oefter als einmal hatte die Königin, um über diesen melancholischen Menschen Herrin zu werden, entweder aus eigenem Antriebe, oder auf den Rath der Königin-Mutter, in ihren vertrauteren Umgang irgend ein reizendes Geschöpf gezogen, dessen Treue sie gewiß sein durfte, und durch dessen schöne Augen sie das Eis dieses Herzens zu schmelzen hoffte; aber alle Mühe war vergeblich geblieben.

Dieser König, den Luynes nach vierjähriger Ehe in das Zimmer seiner Gemalin tragen mußte, dieser König hatte männliche Günstlinge, doch niemals weibliche.

Die schöne Herzogin von Chevreuse, welche man die Unwiderstehliche nannte, hatte ebenfalls den Versuch gemacht; aber trotz des dreifachen Vorzuges der Jugend, der Schönheit und des Geistes scheiterte auch sie.

„Aber, Sire,“ sagte sie eines Tages, durch eine so große Kälte zur Ungeduld gebracht, „habt Ihr denn keine Maitresse?“

„O ja,“ entgegnete der König; „ich habe eine.“

„Wie liebt Ihr sie dann aber?“ fragte die Herzogin.

„Von dem Gürtel aufwärts.“

„Gut!“ sagte die Herzogin von Chevreuse, „künftig werde ich meinen Gürtel um die Knie binden.“

Eine solche Hoffnung war die Ursache gewesen, daß man an den Hof jenes schöne und keusche Kind berief, welches wir unseren Lesern unter dem Namen Isabella von Lautrec vorgestellt haben. Man kannte ihre innige Ergebenheit für die Königin, welche sie hatte erziehen lassen, obgleich ihr Vater zu den Dienern des Herzogs von Rethellois gehörte. In

der That war sie so schön, daß der König sich anfangs viel mit ihr beschäftigte; er hatte mit ihr gesprochen und war durch ihren Geist entzückt worden. Sie ihrerseits hatte keine Ahnung von den Absichten, die man mit ihr hegte, und sie antwortete daher dem Könige mit Bescheidenheit und Ehrerbietung. Sechs Monate vor der Zeit jedoch, zu der wir gelangt sind, hatte er einen neuen Kammerpagen angenommen, und seitdem beschäftigte er sich nicht nur nicht mehr mit Isabella, sondern er ging auch beinahe nie mehr zu der Königin.

In der That folgten die Günstlinge einander bei dem Könige mit einer solchen Schnelligkeit, daß der, welcher augenblicklich in Gunst kam, keine sehr beruhigende Aussicht hatte.

Zuerst war Pierret der Günstling gewesen, jener kleine Bauer, den wir als Aufseher der königlichen Vögel nannten.

Dann folgte Luynes, der Oberaufseher der Cabinetsvögel; dann des Königs Armbrustträger, von Esplan, den Ludwig XIII. zum Marquis von Grimaud machte.

Darauf kam Chalais, dem er den Kopf abschlagen ließ.

Dann Baradas, der Günstling des gegenwärtigen Augenblickes.

Und endlich Saint-Simon, der Günstlingscandidat, welcher darauf rechnete, daß Baradas in Ungnade fallen würde, etwas, das man stets erwarten durfte, da man die Vergänglichkeit jenes eigenthümlichen Gefühles kannte, welche bei Ludwig XIII. eine nicht zu bezeichnende Mitte zwischen Freundschaft und Liebe einnahm.

Außer diesen Günstlingen hatte Ludwig XIII. noch seine Vertrauten; diese waren: Herr von Tréville, der Commandant seiner Musketiere, mit denen wir uns in einigen unserer Bücher so viel beschäftigt haben, daß wir uns hier mit ihrer Nennung begnügen können; — der Graf von Nogent-Beautru, der Bruder eben jenes Beautru, den

der König so eben nach Spanien geschickt hatte, und der das erste Mal, als er bei Hof erschien, so glücklich war, den König in dem Tuileriengarten auf seinen Schultern über eine Stelle zu tragen, auf welcher sich Wasser angesammelt hatte, und der noch überdies des Vorrechtes genoß, dem Könige, gleich dessen Narren L'Angely, Alles sagen zu dürfen, und dem es sogar durch seine Scherze zuweilen gelang, das finstere Gesicht des Königs aufzuheitern.

Bassompierre, welcher im Jahre 1622 zum Marschall ernannt worden war, weit mehr in Erinnerung an seine Alcoventhaten bei Maria von Medicis, als in Erinnerung an seine Kriegsthaten, gehörte ebenfalls zu den Männern, die der König seines vertrauteren Umgangs würdigte. Er war übrigens ein Mann von Geist und so herzlos, daß er als ein Muster jener Zeit gelten konnte, welche den Uebergang von dem siebzehnten zu dem achtzehnten Jahrhundert bildete.

Ferner müssen wir Lublet des Noyers nennen, des Königs Secretär, oder vielmehr seinen Diener, Vieuville, den Oberintendanten der Finanzen, Guitaut, seinen Gardecapitän, einen Mann, der ihm, so wie der Königin Anna, unbedingt ergeben war, und der auf alle Anerbietungen, welche der Cardinal ihm machte, um ihn für sich zu gewinnen, stets die Antwort gab: „Unmöglich, Eure Eminenz; ich gehöre dem Könige, und das Evangelium verbietet, zweien Herren zugleich zu dienen.“ — Endlich war ein Vertrauter des Königs auch noch der Marschall Marillac, der Bruder des Siegelbewahrers, der einer von den blutigen Flecken der Regierung Ludwig's XIII., oder vielmehr des Cardinal Richelieu, werden sollte.

Dies als einleitende Erläuterung.

Den Tag nachdem Souscarrières einen so ausführlichen und wahrheitsgetreuen Bericht über die Vorgänge der verflossenen Nacht abgestattet hatte, wandte sich der König, nachdem er mit Baradas gefrühstückt, mit Nogent Feder=

ball geschlagen und befohlen hatte, man möge ihm die Herren Moliner und Justinn holen, damit ihn der Eine mit seiner Laute, der Andere mit seiner Viola während der wichtigen Beschäftigung unterhalte, der er sich nun überlassen wollte, an die Herren Bassompierre, Marillac, des Royers und La Vieuville, welche ihm eben ihre Aufwartung gemacht hatten, mit den Worten:

„Meine Herren, gehen wir spicken!“

„Gehen wir spicken!“ wiederholte L'Angely näselnd, „wie das schön zusammenpaßt, eine Majestät und eine — Spicknadel!“

Und nach diesem mittelmäßigen Scherze setzte er seine Kappe auf's Ohr und drückte Nogent einen Filzhut auf den Kopf.

„Narr, was thust Du?“ fragte Nogent.

„Ich bedecke mich und Euch!“ sagte L'Angely.

„Vor dem Könige?“

„Pah! Für Narren, wie wir sind, schickt sich das schon.“

„Sire, gebietet doch Eurem Narren, daß er schweige,“ rief Nogent wüthend.

„O, Nogent,“ sagte der König, „wißt Ihr nicht, daß man L'Angely nicht zum Schweigen bringen kann?“

„Man bezahlt mich, damit ich Alles sage,“ lachte L'Angely; „wenn ich schwiege, so würde ich es wie Herr Vieuville machen, der Oberintendant ist, damit er die Finanzen verwalte, und der gar keine Finanzen hat; ich würde meinem Herrn das Geld aus der Tasche stehlen.“

„Aber haben denn Ew. Majestät nicht gehört, was L'Angely sagte?“

„Ja, aber Du sagst mir zuweilen auch schöne Dinge.“

„Euch, Sire?“

„Ja, und wenn ich Dich nicht ein wenig als den Collegen L'Angely's ansähe, so würde ich Dir solche Worte

nicht gestatten. — Doch nun, meine Herren, gehen wir spicken!"

Diese Worte des Königs: „Gehen wir spicken!" verdienen eine Erklärung; wir wollen sie in Folgendem geben.

Wir haben bereits früher einmal erwähnt, daß der König, um seiner Melancholie Herr zu werden, verschiedene Zerstreuungen versuchte, die ihn aber alle nicht zerstreuten. Als Kind hatte er aus Leder Kanonen gefertigt, aus Federkielen Springbrunnen gemacht, als junger Mann hatte er Kupferstiche colorirt (seine Höflinge nannten es malen), er hatte trommeln gelernt (die Höflinge nannten es musiciren), und in dieser Uebung hatte er es zu einer gewissen Fertigkeit gebracht; er fing an köstliche Confecte zu bereiten; dann wurde er Gärtner und brachte es dahin, daß er im Monat Februar frische Erbsen zog, welche er verkaufen ließ, und welche ihm Herr von Montauron, um ihm den Hof zu machen, zu hohen Preisen abkaufte.

Dann fing er zu rasiren an, und in der ersten Leidenschaft für diese neue Art Unterhaltung ließ er eines Tages alle seine Hausbeamten versammeln und rasirte sie mit höchst eigenen Händen, indem er ihnen in seiner knauserischen Freigebigkeit nur jenen Haarbüschel stehen ließ, welchen man seit dem Tage zum Andenken an eine königliche Handlung Royale nannte.

Ueber dieses Ereigniß kam am nächsten Tage im Louvre ein Spottgedicht in Umlauf.

Endlich wurde Ludwig XIII. auch des Rasirens überdrüssig, und da er einmal zufällig in die Küche kam, um daselbst eine jener Ersparungsmaßregeln einzuführen, die er so sehr liebte, bemerkte er, wie der Koch und die Küchenjungen Kalbslenden, Hammelkeulen, Hasen, Fasanen spickten. Er fand diese Arbeit ungemein unterhaltend, und das Resultat war, daß einen Monat später der König eine neue Lieblingsbeschäftigung hatte; er — spickte und mit ihm spickten alle seine Höflinge.

*

Es ist schwer zu sagen, ob die Kochkunst dabei gewann, daß sie durch die Hand eines Königs ausgeübt wurde, aber die Küchenornamentik machte entschieden große Fortschritte. Kalbslenden und Rinderbraten zumal, welche eine größere Oberfläche darboten, kamen aus der Küche mit den verschiedensten, durch die Spicknadel hervorgebrachten Zeichnungen bedeckt. Der König beschränkte sich auf landschaftliche Zeichnungen, er spickte Bäume, Häuser, zuweilen auch Blumen, Wölfe, Hirsche, Lilien, Jagdhunde, aber Nogent und die Andern blieben hiebei nicht stehen und schufen fantastische Gestalten, deren Formen ihnen von dem züchtigen Könige oft einen herben Tadel eintrugen, und ihren Producten die Zulassung auf die königliche Tafel unmöglich machten.

Da unsere Leser nun über diesen Gegenstand hinreichend unterrichtet sind, können wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Nach der Aufforderung des Königs beeilten sich Alle, ihm zu folgen.

Das Ziel der Wanderung war ein großer an die Speisezimmer grenzender Saal, in welchem auf mehreren Marmortischen Kalbsseiten, Rindslenden, Fasane, Hasen bereit lagen, und wo der Stallmeister Georges vor einem Büffet stand, auf dem sich eine Menge von Tellern mit fein in Streifen geschnittenem Speck und Spicknadeln befanden, die er den einzelnen Herren überreichte, welche aus Artigkeit für den König in seiner Gesellschaft Küchenjungendienste verrichteten, und diese Artigkeit so weit trieben, daß sie absichtlich sehr ungeschickt waren, um ihm den Triumph zu lassen, der einzige vollendete Spickkünstler am Hofe zu sein.

Bassompierre benützte den Moment, als man sich an den Tischen aufstellte, um dem Oberintendanten der Finanzen die Hand auf die Schulter zu legen, und ihm, leise genug, daß die Form beobachtet, laut genug, daß er von den Andern gehört wurde, zu sagen:

„Kann man, ohne zu neugierig zu sein, Euch fragen,

wann Ihr gesonnen seid, mir meinen Quartalgehalt als General-Oberst der Schweizer zu zahlen, welche Stelle mich hunderttausend baare Thaler kostet?"

Statt ihm jedoch zu antworten, streckte Herr Vieuville, der zu Zeiten wie Rogent den Harlekin machte, seine Arme aus und zog sie dann wieder an sich, indem er sagte:

„Ich schwimme; ich schwimme; ich schwimme!"

„Bei Gott," sagte Bassompierre, „ich habe genug Räthsel in meinem Leben gelöst, aber den Schlüssel zu diesem vermag ich nicht zu finden."

„Herr Marschall, wenn man schwimmt, so hat man doch den Boden unter den Füßen verloren, nicht wahr?"

„Ja!"

„Nun, mir geht es so; ich habe keinen Boden mehr unter den Füßen; ich schwimme!"

In diesem Augenblicke wurde die Gesellschaft durch den Herzog von Angoulême, den natürlichen Sohn Carl's IX. und Marie Touchet's, vermehrt, der in Gesellschaft des Herzogs von Guise kam, welchen Letzteren wir bereits in der Soirée bei der Prinzeß Marie gesehen haben und dem der Herzog von Orleans ein Armeecorps für den Fall versprochen hatte, daß er Generallieutenant des Königs in dem italienischen Feldzuge werden würde.

Beide warteten, um vorzutreten, daß der König sie bemerke.

Bassompierre, welcher für Vieuville keine Antwort fand, es aber nicht liebte, zu kurz zu kommen, klammerte sich muthig an den Herzog von Angoulême, wir sagen muthig, weil der Herzog als ein Mensch bekannt war, der keine Antwort schuldig blieb.

„Ihr schwimmt also," sagte er; „das ist sehr gut; die Gänse und die Enten schwimmen auch, aber das geht mich nichts an. Ei, wenn ich falsches Geld machte, wie Angoulême, würde ich mich um die Bagatelle wenig kümmern."

Der Herzog von Angoulême, der wahrscheinlich keine

Antwort bereit hatte, that, als hörte er nicht, aber Ludwig XIII. hörte und sagte, da er sehr schadenfroh war:

„Hört, Ihr Vetter, was Bassompierre sagt?"

„Nein, Sire, ich bin auf dem rechten Ohre taub," antwortete der Herzog.

„Wie Cäsar!" sagte Bassompierre.

„Er frägt, ob Ihr noch immer falsches Geld macht."

„Ich bitte um Entschuldigung," warf Bassompierre ein, „ich frage nicht, ob Angoulême noch immer falsches Geld macht, was die Sache zweifelhaft erscheinen ließe; ich sage, daß er falsches Geld macht, und das ist eine Behauptung."

Der Herzog von Angoulême zuckte die Achseln.

„Seit zwanzig Jahren belästigt man mich schon mit dieser Albernheit."

„Und was ist an dieser Albernheit Wahres, Herr Vetter?"

„Sie ist die reine Wahrheit, Sire! Ich habe in meinem Schlosse Grosbois ein Zimmer an einen Alchymisten, Namens Merlin, vermiethet, welches derselbe vortrefflich zur Auffindung des Steines der Weisen geeignet hält. Er zahlt mir viertausend Thaler jährlich unter der Bedingung, daß ich ihn nie frage, was er treibt und daß ich ihn das Privilegium genießen lasse, welches die Wohnungen der französischen Prinzen haben, nämlich, daß sie nie von den Behörden durchsucht werden. Ihr begreift, Sire, da ich für ein Zimmer mehr Miethe erhalte, als ich auf gewöhnlichem Wege für das ganze Schloß erhalten würde, wäre es von mir lächerlich, etwas zu thun, wodurch ich einen so guten Miether verlieren könnte."

„Seht, Bassompierre, was Ihr für eine böse Zunge habt," sagte der König; „gibt es ein anständigeres Gewerbe, als das unseres Vetters?"

„Uebrigens," sagte Angoulême, der sich noch nicht für geschlagen hielt, „wenn ich, der Sohn Carls IX., Königs von Frankreich, falsches Geld mache, so hat Euer Vater, glor-

reichen Andenkens, Sohn Antons von Bourbon, der nur König von Navarra war, gestohlen."

„Wie? Mein Vater hat gestohlen?" rief der König.

„Ja," sagte Bassompierre, „darauf bezog es sich, als er mir eines Tages sagte: „Ich bin sehr glücklich, daß ich König bin, denn sonst würde ich gehängt."

„Der König, Euer Vater, Sire," fuhr Angoulême fort, „stahl zunächst beim Spiel."

„Beim Spiel?" sagte Ludwig XIII. „Nun, beim Spiel heißt das nicht stehlen, sondern escamotiren und übrigens gab er auch, wenn die Partie zu Ende war, jedesmal das Geld zurück."

„Nicht immer!" sagte Bassompierre.

„Wie? Nicht immer?"

„Nein, und Eure erhabene Mutter kann die Thatsache bestätigen, die ich jetzt erzählen will. Eines Tages, oder vielmehr eines Abends, hatte ich die Ehre, zum Spiele des Königs zugezogen zu werden; es standen fünfzig Pistolen, aber es waren halbe Pistolen darunter."

„Sire," sagte ich zum Könige, „Ihr seid es, der halbe Pistolen statt ganzer gesetzt hat."

„Nein, das waret Ihr," sagte der König.

„Da stand ich auf, nahm das ganze Geld, ganze und halbe Pistolen, und warf es zum Fenster in den Hof hinunter, wo sich die Lakaien darum rauften."

„Ha! Das thatet Ihr, Bassompierre?" fragte der König.

„Ja, Sire, und Eure erlauchte Mutter sagte dabei: „Heute macht Bassompierre den König und der König Bassompierre."

„Auf Edelmannswort, das war gut gesagt," rief der König. „Und was antwortete mein Vater?"

„Sire, seine ehelichen Leiden mit Margarethe hatten

ihn ohne Zweifel ungerecht gemacht, denn er antwortete, meiner Meinung nach sehr mit Unrecht: „Ihr wolltet ohne Zweifel, daß er König wäre, weil Ihr dann einen jüngeren Gatten hättet!“

„Und wer gewann die Partie?“ fragte wieder Ludwig XIII.

„Der König Heinrich IV., Sire; und wahrscheinlich in der Zerstreutheit, welche die Bemerkung der Königin verursacht hatte, steckte er, was auch Eure Majestät dazu sagen mögen, das ganze Geld in die Tasche, selbst ohne uns die Differenz zwischen den ganzen und den halben Pistolen herauszugeben.“

„Nun,“ sagte Angoulême, „ich sah ihn noch entschiedener stehlen.“

„Meinen Vater?“ fragte Ludwig XIII.

„Ich habe gesehen, wie er einen Mantel stahl.“

„Einen Mantel?“

„Es ist wahr, daß er damals nur noch König von Navarra war.“

„Erzählet das, Vetter!“

„König Heinrich III. war eben in St. Cloud in den Armen des nachmaligen Heinrich IV. gestorben. Dieser war zu jener Zeit so arm, daß er sich nicht ein Wamms und einen Mantel von violettem Sammt, damals die Trauerfarbe bei Hofe, anzuschaffen vermochte. Da der eben Gestorbene einen weiten Mantel von dieser Farbe hatte, rollte Heinrich IV. ihn vorsichtig zusammen, nahm ihn unter den Arm und verließ das Zimmer, in der Meinung, es habe ihn Niemand gesehen. Der König hatte dabei die Entschuldigung — wenn Könige überhaupt einer Entschuldigung für das Stehlen bedürfen — er sei so arm, daß er ohne diesen Diebstahl die Trauer nicht hätte tragen können.“

„Beklaget Euch nun, Herzog,“ sagte der König, „daß Ihr Eure Dienerschaft nicht bezahlen könnt. Ihr sehet, der große König Heinrich IV. war viel ärmer und besaß

nicht einmal ein Zimmer, das er für viertausend Thaler jährlich einem Alchymisten vermiethen konnte.“

„Entschuldiget, Sire,“ sagte Angoulême, „es ist wohl möglich, daß meine Dienerschaft sich darüber beklagt, von mir nicht bezahlt worden zu sein; ich spreche nie darüber. Als sie sich zum letzten Male bei mir beklagte, sie hätte nicht einen Livre mehr in der Tasche, sagte ich ganz einfach: »Dummköpfe, das ist Eure eigene Schuld; das Hôtel Angoulême ist von vier Straßen begrenzt, Ihr seid auf einem guten Posten; schafft Euch Geld!“ Seit dieser Zeit beklagen sie sich nicht mehr, aber man hört täglich von nächtlichen Diebstählen, die in der Nähe meines Hôtels begangen werden.“

„Nun,“ sagte Ludwig XIII., „eines Tages kann es Euren Herren Bedienten begegnen, daß ich sie vor dem Thore Eures Hôtels aufhängen lasse.“

„Das heißt, wenn der Herr Cardinal gerade bei Laune ist und Ihr bei ihm in Gunst steht, Sire,“ lachte Angoulême.

„Spicken wir, meine Herren!“ rief der König wüthend.

Und er warf sich auf eine Kalbslende, die er so eifrig zu durchstechen anfing, als ob die Spicknadel ein Degen und die Kalbslende der Herr Cardinal in eigener Person wäre.

„Meiner Treu, Ludwig,“ rief L'Angely, „ich glaube, jetzt bist Du selbst ein wenig gespickt worden.“

XIV.

Während der König spickt.

Dergleichen Anspielungen, mit denen seine Umgebung durchaus nicht sparte, machten den König wüthend auf den Cardinal, und ließen in ihm jene plötzlichen unerwarteten Entschlüsse reifen, die den Cardinal stets nur handbreit vom Abgrunde hielten.

Wenn die Feinde des Cardinals dem Könige in einem solchen Momente nahe waren, und ihn, wie man zu sagen pflegt, zu packen wußten, faßte er mit ihnen die verzweifeltesten Entschlüsse, in der Absicht, sie nicht zu befolgen, und machte ihnen die schönsten Versprechungen, entschlossen, sie nicht zu halten.

Da ihm nun über den Angriff L'Angely's die Galle zu Kopfe stieg, wandte er sich, immer beschäftigt, die vor ihm liegende Kalbslende zu spicken, nach allen Seiten, und suchte Jemand, an dem er seinen Zorn auslassen könnte. Seine Blicke blieben auf seinen zwei Musikern haften, die auf einer Art von Estrade saßen und von denen der eine die Saiten seiner Laute zupfte, und der andere mit dem Bogen seiner Viola herzhaft auf- und abfuhr.

Der König bemerkte, was er bis jetzt im Eifer des Gesprächs und der Arbeit nicht beachtet hatte, nämlich, daß die Beiden nur halb bekleidet waren.

Molinier, welcher ein Wamms an hatte, trug weder Beinkleider noch Strümpfe.

Justin, dessen untere Körperhälfte bekleidet war, saß in Hemdärmeln da.

„Oho!" rief Ludwig XIII., „was soll diese Maskerade?"

„Einen Augenblick!" sagte L'Angely, den Musikern die Antwort verwehrend; „an mir ist es, zu antworten."

„Narr," rief der König, „nimm Dich in Acht, daß Du mir nicht lästig wirst."

L'Angely nahm eine Spicknadel aus der Hand Georges' und legte sich damit aus, als wäre es ein Degen.

„Ich habe keine Furcht vor Dir, Ludwig," sagte er, „komm heran, wenn Du es wagst."

L'Angely hatte das ausschließliche Vorrecht, dem Könige Alles sagen zu dürfen; er war mehr, als sein Narr: er war sein Vertrauter. Im Gegensatze zu anderen Königen liebte Ludwig XIII. es nicht, erheitert zu werden. Wenn

sie zusammen allein waren, sprachen sie von gar ernsten Dingen: vom Tode und vom Jenseits, über das sich der König in den gewagtesten und auch verzweifeltesten Vermuthungen erging. L'Angely war ein Horatio dieses zweiten Prinzen von Dänemark, und das Gespräch Hamlet's mit dem Todtengräber war ein lustiger Schwank gegen das Gespräch, welches Ludwig XIII. mit seinem Hofnarren führte. Der König konnte daher niemals ernstlich böse auf L'Angely werden. Auch diesmal sagte er:

„Erkläre Dich also, Narr; aber rasch!"

„Ludwig," sagte dieser, „der Du der Gerechte genannt wirst, weil Du zufällig unter dem Zeichen der Wage geboren bist, zeige Dich Deines Namens würdig, damit mein Gevatter Nogent Dich nicht wieder so beschimpft, wie vorher. Gestern hast Du, der König von Frankreich und Navarra, die Erbärmlichkeit begangen, diesen armen Leuten die Hälfte von ihrem Gehalte zu streichen; nun, wenn man nur die Hälfte einnimmt, kann man sich auch nur zur Hälfte kleiden, und wenn Du wegen dieses unanständigen Aufzuges mit Jemand rechten willst, so zanke mit mir, denn ich habe den Rath dazu gegeben."

„Das war der Rath eines Narren!" sagte der König.

„Nun, so ein Rath hat Aussicht auf Befolgung," meinte L'Angely.

„Gut, gut; ich verzeihe den Beiden."

„So bedankt Euch doch bei Seiner allergnädigsten Majestät, Ludwig dem Gerechten," sagte der Narr.

Die zwei Musiker erhoben sich, um ihre Reverenz zu machen.

„Gut, gut," sagte der König; „es ist genug!"

Dann blickte er um sich, um nach Denen zu sehen, die sich in gleicher Weise beschäftigten, wie er selbst.

Desnoyers spickte einen Hasen, La Vieuville einen Fasan, Nogent einen Rinderbraten, St. Simon, welcher nicht spickte, hielt einen Teller mit Speck; Bassompierre

plauderte mit dem Herzog von Guise, Baradas spielte Bilboquet, der Herzog von Angoulême hatte es sich in einem Lehnstuhle bequem gemacht, und schlief, oder that wenigstens so, als ob er schliefe.

„Was saget Ihr da dem Herzog von Guise, Marschall?“ fragte der König; „es scheint etwas sehr Interessantes zu sein.“

„Für uns, ja,“ antwortete Bassompierre; „der Herr Herzog sucht nämlich Streit mit mir.“

„Weswegen?“

„Es scheint, daß der Herzog von Vendôme sich in seiner Gefangenschaft langweilt.“

„So?“ warf L'Angely ein; „ich dachte bis jetzt, daß man sich blos im Louvre langweile.«

„Und,“ fuhr Bassompierre fort, „er hat mir gegeschrieben.“

„Euch?“

„Wahrscheinlich glaubte er, Sire, ich stände in Gunst bei Euch!“

„Nun, was schreibt Euch mein Bruder Vendôme?“

„Du mögest ihm einen Deiner Pagen schicken,“ sagte L'Angely.

„Schweig, Narr!“

„Er will aus Vincennes fort und den italienischen Krieg mitmachen.“

„Dann,“ rief L'Angely spottend, „möge Gott den Piemontesen gnädig sein!“

„Und er schreibt Euch —“

„Indem er mir zugleich sagt, daß er die Sache als unnütz betrachtet, da er mich von der Partei des Herzogs von Guise hält.“

„Warum?“

„Weil ich der Verehrer von dessen Schwester, der Prinzeß von Conti, bin.“

„Und was habt Ihr geantwortet?«

„Ich antwortete, es mache nichts aus, daß ich der Liebhaber aller seiner Tanten gewesen bin; ich sei ihm deshalb nur um so mehr zugethan."

„Und Ihr, Vetter Angoulême, was thut Ihr?" fragte der König.

„Ich träume, Sire."

„Wovon?"

„Von dem piemontesischen Kriege."

„Und was träumt Euch davon?"

„Es träumt mir, daß Ew. Majestät sich an die Spitze der Armee stelle, in Person nach Italien gehe, und daß man auf einem der höchsten Alpenfelsen Euren glorreichen Namen neben denen Hannibal's und Carl's des Großen in den Stein meißle. Was haltet Ihr von meinem Traume?"

„Daß es Euch besser steht, so zu träumen, als den Andern das Wachen," sagte L'Angely.

„Und wer wird unter mir das Commando führen? Der Cardinal oder mein Bruder?" fragte der König.

„Verständigen wir uns!" sagte L'Angely, „wenn es Euer Bruder ist, Sire, so wird er unter Euch, ist es aber der Cardinal, so wird er über Euch commandiren."

„Da, wo der König ist," warf der Herzog von Guise ein, „führt kein Anderer das Commando."

„Gut!" bemerkte L'Angely; „doch hat Euer Vater, der Narbige, zur Zeit König Heinrich's III. nicht in Paris commandirt."

„Die Sache fiel deshalb für ihn nicht minder gut aus," sagte Bassompierre.

„Meine Herren," sagte der König, „der Krieg mit Piemont ist eine sehr wichtige Angelegenheit, und es ist zwischen mir und meiner Mutter beschlossen worden, daß sie in dem Rathe, der über diesen Krieg gehalten werden soll, entschieden wird. Ihr, Marschall, seid schon benachrichtigt worden, daß auch Ihr eine Stimme bei dieser Berathung haben werdet, und Euch, Angoulême und Guise, lade ich hiermit selbst

dazu ein. Doch kann ich Euch nicht verhehlen, daß in diesem Rathe, Monsieur, mein Bruder, eine starke Partei haben wird."

„Sire," sagte der Herzog von Angoulême, „ich sage es offen und im vorhinein, daß ich meine Stimme dem Cardinal geben werde. Nach der siegreichen Einnahme La Rochelle's wäre es eine Ungerechtigkeit, ihm zu Gunsten eines Andern als des Königs den Oberbefehl zu nehmen."

„Das ist Eure Ansicht?" sagte der König.

„Ja, Sire."

„Vergeßt Ihr, daß es kaum zwei Jahre her sind, als der Cardinal Euch nach Vincennes schicken wollte, woran ich allein ihn verhinderte?"

„Ew. Majestät haben Unrecht gehabt, das zu thun."

„Wie, ich hätte Unrecht gehabt?"

„Ja; wenn Se. Eminenz mich nach Vincennes schicken wollte, so verdiente ich gewiß, dahin geschickt zu werden."

„Nimm ein Beispiel, Ludwig, an Deinem Vetter Angoulême," sagte L'Angely, „das ist ein Mann von Erfahrung."

„Ich wette," sagte der König, „wenn ich Euch das Commando anböte, Vetter, Ihr würdet von Euren Ansichten abgehen."

„Wenn mein König, dem ich Gehorsam schuldig bin, mir befehlen würde, das Commando zu übernehmen, so gehorchte ich; wenn Ihr Euch aber damit begnügtet, Sire, es mir anzubieten, so würde ich es meinerseits dem Cardinal darbringen, und mit einem Untercommando gleich dem von Bassompierre, Guise, Bellegarde zufrieden und glücklich sein."

„Teufel," sagte Bassompierre, „ich habe Euch nicht für so bescheiden gehalten, Herzog."

„Ich bin bescheiden, wenn ich mich beurtheile, und stolz, wenn ich mich vergleiche, Herr Marschall."

„Und für wen wirst Du Dich entscheiden, Ludwig?" fragte L'Angely, „für den Cardinal, für Monsieur oder für

Dich selbst? Ich meinestheils würde Monsieur meine Stimme geben."

„Und warum?"

„Weil er sich jetzt wird revanchiren wollen, da er während der Belagerung von La Rochelle immer krank war; vielleicht sagt seiner Gesundheit das warme Klima besser zu."

„Es dürfte ihm aber zu heiß werden," sagte Baradas.

„Ah, auch Du entschließest Dich einmal, zu reden?"

„Ja, Sire, wenn ich etwas zu sagen habe; sonst schweige ich."

„Warum spickst Du nicht?"

„Weil ich reine Hände habe und sie mir nicht beschmutzen will; weil ich gut parfümirt bin, und nicht übelriechend werden mag."

„Da hast Du noch ein Parfum," sagte Ludwig XIII., ein Flacon aus der Tasche ziehend.

„Was ist darin?" fragte Baradas.

„Eau de Naffe!"

„Ihr wißt wohl, Sire, daß ich Euer Eau de Naffe verabscheue."

Der König näherte sich nichtsdestoweniger Baradas und spritzte ihm einige Tropfen von der in dem Flacon enthaltenen Flüssigkeit in das Gesicht.

Kaum aber hatte das Wasser die Haut des jungen Mannes benetzt, als er sich ungestüm auf den König warf, ihm das Fläschchen aus der Hand riß und es auf dem Boden zerschmetterte.

„Ah, meine Herren," sagte der König erbleichend, „was thätet Ihr, wenn ein Page Euch so begegnete, wie dieser Schelm soeben mir?"

Man schwieg.

Nur Bassompierre konnte seine Zunge nicht im Zaume halten.

„Ich ließe ihn peitschen," sagte er.

„Ihr ließet ihn peitschen?" schrie Baradas, zog trotz

der Gegenwart des Königs den Degen, stürzte auf Bassompierre zu und konnte nur mit Mühe von Guise und Angoulême zurückgehalten werden.

„Mein Herr," sagte Bassompierre, „da es bei Strafe, daß dem Frevler die Hand abgehauen wird, verboten ist, in Gegenwart des Königs den Degen zu ziehen, muß ich dieses Gesetz befolgen, aber da Ihr gleichwohl eine Lection verdient, so will ich sie Euch geben. Georges, eine Spicknadel! — Und nun lasset Herrn Baradas los, meine Herren!"

Man ließ Baradas los, der sich trotz der Rufe des Königs wüthend auf den Marschall stürzte. Aber Bassompierre war ein alter Fechter, der zwar nicht oft gegen Feinde gefochten hatte, desto öfter aber im Duell. Er parirte die Stöße des jungen Mannes mit großer Geschicklichkeit und benutzte die erste Blöße, die sich dieser gab, um ihm die Spicknadel in die Schulter zu stoßen, wo er sie stecken ließ.

„So, mein Junge," sagte er, „das ist ebensoviel werth, als die Peitsche, und Ihr werdet Euch wenigstens eine Zeitlang daran erinnern."

Als der König das Blut aus Baradas' Wunde fließen sah, stieß er einen Schrei aus.

„Herr von Bassompierre," sagte er, „zeiget Euch nie mehr vor mir!"

Der Marschall nahm seinen Hut.

„Sire," sagte er, „ich werde wegen dieses Urtheils appelliren!"

„Bei wem?"

„Bei Philipp von Spanien!"

Und während der König nach seinem Arzt Bouvard rief, verließ der Marschall erhobenen Hauptes das Gemach, indem er zwischen den Zähnen murmelte:

„Er soll ein Sohn Heinrich's IV. sein? — Daran ist nicht zu denken!"

XV.

Im Magazin des Juweliers Lopez.

Unsere Leser werden sich aus dem Berichte von Souscarrières an den Cardinal erinnern, daß Frau von Fargis und der spanische Gesandte, Herr von Mirabel, bei dem Juwelier Lopez Billets ausgetauscht hatten.

Was aber Souscarrières nicht wußte, war, daß Lopez mit Leib und Seele dem Cardinal gehörte, wozu er auch alle Ursache hatte. Er stand nämlich in dem zweifachen Verdachte, ein Jude und ein Mohamedaner zu sein; die Einen hielten ihn für das Eine und die Andern für das Andere, und er suchte diesen Verdacht vergebens dadurch zu entkräften, daß er alle Tage Schweinefleisch aß.

Gleichwohl hätte er eines Tages die Dummheit eines Requetenmeisters beinahe theuer bezahlen müssen. Er war beschuldigt worden, in Frankreich Pensionen für Spanien auszuzahlen. Ein Requetenmeister erschien bei ihm, um Einsicht in seine Rechnungsbücher zu nehmen; in diesen fand der Beamte einen Posten, den er für höchst verdächtig erklärte. Er lautete:

„Guadaçamilles por il senor de Bassompierre."

Lopez erfuhr, daß er zugleich mit dem Marschall des Hochverraths angeklagt werden sollte. Er eilte zu der Frau von Rambouillet, die eben so wie die schöne Julia zu seinen besten Kunden gehörte. Er flehte ihre Protection an und sagte ihr, sein ganzes Verbrechen bestände darin, daß er in dem Buche seiner Schuldforderungen den Posten eingetragen hätte: „Guadaçamilles por il senor de Bassompierre."

Frau von Rambouillet ließ ihren Gemal bitten, zu ihr herabzukommen und theilte ihm den Fall mit. Dieser ging sogleich zu dem Requetenmeister, der zu seinen Freun-

den gehörte und dem er die Versicherung gab, Lopez sei unschuldig.

„Und doch ist die Sache klar, Herr Marquis," sagte der Requetenmeister. „Guadaçamilles —"

Der Marquis unterbrach ihn.

„Sprecht Ihr spanisch?" fragte er den Beamten.

„Nein."

„Wißt Ihr, was Guadaçamilles heißt?"

„Nein; aber das Wort allein schon genügt mir zu dem Beweise, daß darin etwas Fürchterliches liegt."

„Nun, mein lieber Herr, der ganze Satz heißt: Tapisserien für den Herzog von Bassompierre."

Der Requetenmeister wollte das nicht glauben, und es mußte ein spanisches Wörterbuch geholt werden, um ihm den Beweis zu liefern.

Lopez betrachtete den Schutz des Cardinals, des obersten Richters in kirchlichen Angelegenheiten, daher als den wirksamsten für seine vielfach angefeindete Person.

In der That war Lopez maurischen Ursprunges, und als die Mauren 1610 aus Spanien vertrieben wurden, hatte man ihn nach Frankreich gesendet, um den Flüchtigen dort das Wort zu reden. Er war an den Marquis von Rambouillet empfohlen worden, der spanisch sprach. Lopez, ein Mann von Geist, rieth einigen Tuchhändlern zu einem Geschäfte mit Constantinopel, welches so sehr gelang, daß sie in ihrer Dankbarkeit einen Theil des Gewinnes Lopez gaben, der für die ziemlich bedeutende Summe einen rohen Diamanten kaufte, den er schleifen ließ. Dies fiel so gut aus, daß man ihm von allen Seiten rohe Diamanten zum Schleifen schickte und er bald als der beste Edelsteinschneider in Paris bekannt war. So kam es, daß alle schönen Edelsteine jener Zeit durch seine Hände gingen, umsomehr, da er das Glück gehabt hatte, einen Arbeiter zu finden, der beinahe noch geschickter war, wie er, und der einwilligte, sein Gehilfe zu werden. Dieser Mensch war so geschickt, daß er, wo es nöthig

schien einen Diamant mit einem einzigen Hammerschlage theilen konnte.

Als es sich um die Belagerung von La Rochelle handelte, war **Lopez von dem Cardinal nach** Holland geschickt worden, um Schiffe bauen zu lassen oder fertige anzukaufen. In Amsterdam und Rotterdam hatte er eine Menge Dinge gekauft, die aus Indien oder China kamen, und so wurde durch ihn der Raritätenhandel in Frankreich eingeführt.

Seine Mission nach Holland vergrößerte sein Vermögen sehr bedeutend und da die wahre Veranlassung seiner Reise ein Geheimniß blieb, ahnete Niemand, daß er ein treuergebener Anhänger des Cardinals sei.

Auch Lopez war das Auffällige des gleichzeitigen Besuchs des spanischen Gesandten und der Ehrendame der Königin nicht entgangen; sein erster Gehilfe sah auch das Briefchen der Fargis, so daß der Cardinal eine doppelte Mittheilung über dasselbe Factum erhielt, und da die des Juweliers von der Souscarrières' nicht abwich, immer mehr Achtung vor der Geschicklichkeit des Letzteren gewann.

Der Cardinal wußte daher, als die Königin am Morgen des 14. Decembers Sänften für sich und das Gefolge verlangte, daß es sich nicht um den Ausgang einer Frau handle, die Schmuck kaufen, sondern um den einer Königin, die ihr Reich verkaufen will. —

Allein am 14. December um 11 Uhr, zu derselben Stunde, als Bassompierre seine Spicknadel in der Schulter des jungen Baradas stecken ließ, als die Königin in Begleitung der Fargis, des Fräuleins von Lautrec, der Herzogin von Chevreuse und ihres ersten Stallmeisters, Patrocle, ausgehen wollte, ereignete sich Folgendes:

Frau Bellier, die erste Kammerfrau der Königin, trat ein, in der einen Hand einen mit einer spanischen Mantilla bedeckten Papageikäfig, in der andern einen Brief.

„O mein Gott, was bringt Ihr da, Bellier?“ fragte die Königin.

„Ein Geschenk, welches Ihre Hoheit, die Infantin Clara Eugenia, Euer Majestät macht."

„So kömmt das aus Brüssel?" fragte die Königin.

„Ja, Majestät; und hier ist der Brief der Prinzeß, welcher das Geschenk anzeigt."

„Sehen wir zuerst das Geschenk an!" sagte mit echt weiblicher Neugier die Königin, ihre Hand nach der Mantilla ausstreckend, die den Käfig verhüllte.

„O nein," bat die Bellier, den Käfig zurückziehend, „Euer Majestät müssen zuerst den Brief lesen."

„Und wer hat Brief und Käfig gebracht?"

„Michel Danse, der Apotheker Eurer Majestät, der unsere Correspondenz mit Brüssel besorgt. — Hier ist der Brief Ihrer Hoheit."

Die Königin entsiegelte den Brief und las:

„Meine theure Nichte!

„Ich sende Euch einen wunderbaren Papagei und wenn Ihr ihn nicht dadurch erschreckt, daß Ihr ihm seine Hülle wegnehmt, so wird er Euch in fünf verschiedenen Sprachen Schmeicheleien sagen. Es ist ein kleines, gutes und sehr treues Thier, und ich bin sicher, daß Ihr Euch nie über dasselbe zu beklagen haben werdet.

„Eure ergebene Tante

„Clara Eugenia."

„So!" sagte die Königin, „jetzt habe ich den Brief gelesen, nun soll er sprechen!"

Sogleich ertönte eine feine Stimme unter der Mantilla und sagte in französischer Sprache:

„Die Königin Anna von Oesterreich ist die schönste Fürstin der Welt."

„O, das ist herrlich!" rief die Königin; „jetzt möchte ich Dich spanisch reden hören, mein kleiner Vogel."

Kaum war dieser Wunsch ausgesprochen, als der Papagei sagte:

„Yo quiero dona Ana hacer por usted todo para que sus deseos lleguen."

„Nun italienisch! Hast Du mir auch etwas auf italienisch zu sagen?"

Der Vogel ließ nicht lange warten; er sagte:

„Dares la mia vita per la carissima padrona mia."

Die Königin klatschte vor Freude in die Hände.

„Und welches sind die übrigen Sprachen?" fragte sie, „die mein Vogel spricht?"

„Das Englische und das Holländische, Majestät," antwortete Frau Bellier.

„Also englisch, o, englisch!" rief Anna.

Und der Papagei sagte ohne Zögern:

„Give me your hand and i shall give you my hearth."

„Ach!" rief die Königin, „ich verstehe nicht gut; Ihr könnt ja englisch, meine liebe Isabella!"

„Ja, Majestät," sagte Fräulein von Lautrec.

„Habt Ihr verstanden?"

„Der Papagei sagte: Gebt mir Eure Hand, und ich gebe Euch mein Herz!"

„Bravo!" sagte die Königin; „und welches ist die fünfte Sprache, Bellier?"

„Die holländische, Madame."

„Ah, welches Unglück; Niemand versteht hier holländisch."

„Im Gegentheile, Majestät," sagte die Fargis; „Beringhen ist ja aus Friesland, er muß daher holländisch verstehen."

„Ruft also Beringhen; er muß im Vorzimmer des Königs sein."

Frau von Fargis eilte fort, und kam bald mit Beringhen zurück.

Beringhen war ein großer, hübscher Bursche mit röthlichem Haar und blondem Bart, halb Holländer, halb Deut-

scher, obwohl er in Frankreich erzogen worden war. Der König liebte ihn sehr, und er seinerseits war dem Könige aufrichtig ergeben.

Frau von Fargis zog ihn am Aermel seines Wammses in das Gemach. Er wußte nicht, was man von ihm wollte, und man hatte den ausdrücklichen Befehl der Königin geltend machen müssen, um ihn zu bewegen, seinen Posten zu verlassen.

Aber der Papagei war so klug, daß er, als Beringhen kaum in das Zimmer getreten war, begriff, er könne nun reden, und ohne zu warten, bis man die fünfte Schmeichelei von ihm verlangte, plapperte er:

„Och myne welbeminde koningin, ik bemin u, maar ik bemin u meer in hollandsch myne liefste geboorte taal."

„Oho," rief Beringhen ganz erstaunt, „der Papagei spricht holländisch, als ob er ein geborner Amsterdamer wäre."

„Und was hat er gesagt, Herr von Beringhen?" fragte die Königin.

„Er sagte zu Ihrer Majestät: „Ich liebe Euch, meine schöne Gebieterin, um so mehr in der holländischen Sprache, weil sie meine Muttersprache ist."

„Gut, nun kann man ihn ja wohl sehen und ich zweifle nicht, daß er eben so schön wie unterrichtet ist."

Diese Worte sprechend, zog sie die Mantilla von dem Käfig weg.

Sie sah etwas, das sie nicht erwartet hatte.

Eine kleine, kaum mehr als zwei Schuh hohe Zwergin in friesischer Tracht stand in dem Käfig und machte der Königin ihre Reverenz.

Dann schlüpfte sie aus dem Käfig, dessen Thür so hoch war, daß sie sich nicht bücken mußte, um hindurchzukommen, und machte eine zweite, noch graziösere Verbeugung.

Die Königin nahm sie in ihre Arme wie ein kleines

Kind und in der That war die Zwergin, obgleich bereits fünfzehn Jahre alt, nicht größer als ein zweijähriges Kind.

In diesem Augenblicke hörte man auf dem Corridor rufen:

„Der Erste! Wo ist der Erste!“

So nannte man zufolge der Hofetikette den ersten Kammerdiener des Königs.

Beringhen eilte hinaus und stieß in der Thür mit dem zweiten Kammerdiener zusammen, der ihn suchte.

Die Königin hörte, da die Thür offen blieb, folgende zwischen den beiden Kammerdienern gewechselte Worte:

„Was gibt es?“

„Der König verlangt nach Bouvard.“

„Mein Gott,“ rief die Königin, „sollte etwa Sr. Majestät ein Unfall zugestoßen sein?“

Und sie eilte hinaus, um etwas zu erfahren, aber sie sah die beiden Kammerdiener, welche sich sehr beeilten, bereits um die Ecke des Corridors verschwinden.

Da benachrichtigte man die Königin, daß die Sänften bereit seien.

„Ich kann nicht ausgehen,“ sagte sie, „ohne zu wissen, was bei dem Könige vorgeht.“

„Warum begeben sich Ew. Majestät nicht selbst dahin?“ fragte Isabella von Lautrec.

„Ich wage es nicht, da der König nicht nach mir geschickt hat.“

„Sonderbares Land,“ murmelte Isabella, „wo eine besorgte Gattin es nicht wagt, sich bei ihrem Gatten nach seinem Befinden zu erkundigen!“

„Soll ich mich zum Könige begeben?“ fragte Frau von Fargis.

„Und wenn der König darüber zürnt?“

„Nun, er wird mich wohl nicht in seinem Zorn verschlingen,“ lachte die Fargis.

Und sie hüpfte hinaus.

Nach fünf Minuten kam sie mit schallendem Gelächter zurück.

Die Königin athmete frei auf.

„Ich wette, daß die Sache nicht bedenklich ist," sagte sie.

„Sehr bedenklich im Gegentheile; es hat ein Duell stattgefunden."

„Ein Duell?"

„Ja, und das in Gegenwart des Königs."

„Und wer sind die Kühnen, die dies gewagt haben?"

„Bassompierre und Baradas. Letzterer ist verwundet."

„Durch einen Degenstich?"

„Nein, durch eine Spicknadel."

Und Frau von Fargis, die sich schon etwas gefaßt hatte, fing von Neuem an helllaut zu lachen.

„Nun, da wir beruhigt sind, meine Damen," sagte die Königin, „wollen wir unsern Besuch bei Meister Lopez nicht länger verzögern."

Da Baradas, ein so hübscher Junge er auch war, weder der Königin, noch ihren Damen die geringste Sympathie einflößte, machte Niemand eine Einwendung.

Die Königin übergab die kleine Zwergin der Bellier, welche sie auf ihren Arm nahm.

Man hatte sie um ihren Namen gefragt und sie sagte, daß sie Gretchen heiße, was zugleich Margarethe und Perle bedeutet.

Am Fuße der großen Treppe hielten die Sänften; eine derselben hatte zwei Plätze; in diese stieg die Königin mit der Fargis und ließ auch die Zwergin hineinheben.

Zehn Minuten später war man bei Lopez angelangt, der an der Ecke der Rue des Moutons, auf dem Grèveplatze, wohnte.

In dem Augenblick, in welchem die Sänfte der Königin an der Thür des Juweliers niedergesetzt wurde, der, sein Ba-

rett in der Hand, auf der Schwelle stand, sprang ein junger Mann herbei, öffnete die Thür der Sänfte und reichte der Königin zum Aussteigen seinen Arm.

Dieser junge Mann war der Graf von Moret.

Ein Wort der Cousine Marina hatte den Vetter Jacquelino benachrichtigt, daß die Königin in der Mittagsstunde zu Lopez kommen würde und er war herbeigeeilt. Kam er, um die Königin zu begrüßen, um Frau von Fargis die Hand zu drücken, oder um mit Fräulein von Lautrec einen Blick zu wechseln? — Das wissen wir nicht; wir beschränken uns darauf, mitzutheilen, daß er, nachdem er die Königin begrüßt, sie in das Haus geleitet und der Frau von Fargis die Hand gedrückt hatte, mit großem Eifer an den Schlag der zweiten Sänfte lief und mit derselben achtungsvollen Geberde dem Fräulein Isabella seinen Arm reichte.

„Entschuldiget, Fräulein," sagte er, „daß ich nicht zuerst zu Euch kam, wie es mir mein Herz gebot; allein wo die Königin ist, da muß die Ehrerbietung vor ihr Allem vorangehen, selbst der Liebe."

Und sich verneigend, trat er, nachdem er Isabelle zu der Gruppe geführt hatte, die sich um die Königin bildete, einen Schritt zurück, ihr nicht Zeit lassend, anders als durch ihr tiefes Erröthen zu antworten.

Die Art, wie Graf von Moret sich benahm, war von der anderer Edelleute so verschieden, und er hatte bei allen drei Gelegenheiten, wo er mit Isabella zusammenkam, ihr so viele Zeichen von Achtung und Liebe gegeben, daß es kein Wunder war, wenn jede dieser Zusammenkünfte tiefe Spuren in dem Herzen des jungen Mädchens zurückließ.

Auch diesmal blieb sie nachdenklich in einem Winkel des Juwelierladens stehen und kümmerte sich nicht um die Schätze, die vor ihr ausgebreitet lagen.

Kaum war die Königin eingetreten, als sie mit ihren Augen den spanischen Gesandten suchte, den sie auch alsbald

entdeckte, wie er mit einem der Leute eifrig über den Preis eines Edelsteines zu handeln schien.

Sie brachte ihrerseits dem Juwelier eine prachtvolle Perlenschnur, in welcher sich jedoch einige matte Exemplare befanden, die durch feurigere ersetzt werden sollten.

Der Preis für die acht oder zehn fehlenden Perlen war jedoch so hoch, daß die Königin zögerte, sie zu bestellen.

Frau von Fargis, die mit dem Grafen von Moret plauderte und ein Ohr für sein Gespräch, das andere aber für die Worte der Königin hatte, eilte herbei.

„Worüber sind Ew. Majestät so ungehalten?“ fragte sie.

„Da sieh, meine Liebe! Zuerst ist hier ein hübsches Crucifix, das ich kaufen möchte, und das mir dieser Jude Lopez nicht unter tausend Pistolen überlassen will.“

„Ei, Lopez“ sagte Frau von Fargis, „es ist unvernünftig, für die Copie tausend Pistolen zu verlangen, während Ihr das Original für dreißig Silberlinge verkauft habt.“

„Vor Allem,“ sagte Lopez, „bin ich kein Jude, sondern ein Muselmann.“

„Jude oder Muselmann,“ sagte die Fargis, „das bleibt sich gleich.“

„Ferner,“ sagte die Königin, „habe ich zwölf Perlen nöthig, um mein Collier zu vervollständigen, und Lopez begehrt für das Stück fünfzig Pistolen.“

„Wenn Ew. Majestät weiter nichts in schlechte Laune bringt — ich habe die sechshundert Pistolen.“

„Wo denn, meine Freundin?“ fragte die Königin.

„Nun, in den Taschen jenes dicken schwarzen Mannes, der dort an dem Ladentische feilscht.“

„Das ist ja Particelli!“

„Nein, Majestät, das ist Herr von Emery.“

„Das ist ja eine und dieselbe Person.“

„Für die ganze Welt, aber nicht für den König.“

„Ich begreife nicht!“

„Wie, Majestät wissen nicht, daß der Cardinal, als er

ihn zum Silberbewahrer des königlichen Schatzes anstellte, und ihn dabei dem Könige unter seinem zweiten Namen als Herrn von Emery vorstellte, der König sagte:

„Gut, Cardinal; trachtet, daß er so bald als möglich seinen Posten antrete."

„Und warum das?" fragte der Cardinal erstaunt.

„Weil man mir berichtet hat, daß der Spitzbube Particelli sich um diesen Platz bewirbt."

„Nun, Majestät," sagte der Cardinal mit seiner gewöhnlichen Geistesgenwart, „da ist nichts zu besorgen; Particelli ist bereits gehängt worden."

„Darüber bin ich froh," sagte der König, „denn er soll ein großer Spitzbube gewesen sein."

„So daß —?" fragte die Königin, die ihre Ehrendame noch immer nicht verstand.

„So daß," sagte die Fargis, „ich dem Herrn von Emery nur ein Wort in das Ohr zu flüstern brauche, damit er die sechshundert Pistolen hergebe, die Euer Majestät benöthigen."

„Und auf welche Weise kann ich sie ihm zurückerstatten?"

„Ganz einfach, indem Ihr es dem Könige verschweigt, daß Particelli und Emery eine und dieselbe Person sind."

Und sie lief zu Emery, der so sehr in seinen Handel vertieft war, daß er die Königin noch nicht bemerkt hatte. Auf ein Wort, das sie ihm in das Ohr sagte, lief er so schnell herbei, als es seine kurzen Beine und sein dicker Bauch erlaubten.

„Majestät," sagte die Fargis, „danket Herrn Particelli."

„Emery," verbesserte der Höfling.

„Und wofür sollte ich mich bedanken?" fragte die Königin.

„Sobald Herr Particelli von Eurer Verlegenheit hörte, Madame —"

„Emery; Emery," flüsterte der Silberbewahrer eindringlich.

„Bot er sich an," fuhr die Fargis fort, „Euer Majestät einen Credit von zwanzigtausend Livres bei Lopez zu eröffnen."

„Zwanzigtausend Livres!" rief der dicke Mann. „Teufel!"

„Findet Ihr, daß das nicht genug ist für Ihre Majestät, Herr Particelli?"

„Emery, Emery," wiederholte Jener verzweiflungsvoll; „ich bin sehr glücklich, Ihrer Majestät zu dienen, aber nennt mich um des Himmels willen Emery."

„Es ist wahr," sagte die Fargis; „Particelli ist der Name eines Gehängten."

„Ich danke, Herr von Emery," sagte die Königin. „Ihr leistet mir da in Wahrheit einen großen Dienst."

„Ich bin im Gegentheile Euer Majestät zu Dank verpflichtet, aber ich würde bitten, Frau von Fargis, die sich immer irrt, anzuweisen, sie möge mich nicht mehr Particelli nennen."

„Abgemacht," sagte Frau von Fargis, „nur möchte ich Euch bitten, Herr Part — Emery, dem Meister Lopez zu sagen, daß die Königin für zwanzigtausend Livres bei ihm auswählen darf, und daß er sich wegen der Bezahlung nur an Euch zu halten hat."

„Sogleich! Aber es ist abgemacht, ich heiße nie mehr Particelli, nicht wahr?"

„Nein, Herr von Emery," sagte die Fargis, indem sie den Silberbewahrer zu Lopez führte.

Während dieser Zeit wechselten die Königin und der spanische Gesandte einen bedeutsamen Blick und näherten sich sofort einander; der Graf von Moret hatte sich an eine Säule gelehnt, und betrachtete Isabella von Lautrec, welche mit der Zwergin spielte und mit der Bellier zu plaudern schien, die aber, indem sie die Flammenblicke Anton's von Bourbon auf sich ruhen fühlte, weder bei dem Spiele,

noch bei dem Gespräche aufmerksam war. Die Fargis wachte darüber, daß der der Königin eröffnete Credit wirklich die Höhe von zwanzigtausend Livres erreiche; Emery und Lopez unterhandelten über die Modalitäten dieses Credits. Jedermann war daher mit seiner Angelegenheit so sehr beschäftigt, daß er an die der Königin und des spanischen Gesandten nicht dachte, welche sich allmälig gegenseitig näherten und sich endlich nebeneinander befanden.

Die Begrüßungen waren kurz, und man schritt sogleich zur Besprechung der wahren Angelegenheit.

„Ew. Majestät," sagte der Gesandte, „haben den Brief des Don Gonzales erhalten?"

„Ja; durch den Grafen von Moret."

„Ihr habt nicht nur die sichtbaren Zeilen des Gouverneurs von Mailand, sondern auch die unsichtbaren Eures erhabenen Bruder, gelesen?"

„Ja!"

„Und haben Ew. Majestät über den Rath, der Euch in denselben ertheilt wird, nachgedacht?"

Die Königin erröthete und senkte den Blick.

„Madame," sagte der Gesandte, „es gibt Nothwendigkeiten im Staatsleben, vor denen die höchsten Stirnen sich beugen, vor denen die makelloseste Tugend in den Hintergrund treten muß. — Wenn der König stürbe?"

„Gott behüte uns vor einem solchen Unglück," sagte die Königin.

„Aber wenn es doch einträfe, was würde aus Euch werden?"

„Gott möge darüber entscheiden!"

„Man muß nicht Alles Gott überlassen, Majestät; habt Ihr großes Vertrauen zu dem Worte Monsieurs?"

„Gar keines; er ist ein Elender!"

„Man würde Euch nach Spanien zurückschicken, Madame, oder Euch in irgend einem Kloster Frankreichs begraben."

„Ich verhehle mir nicht, daß mein Schicksal sich ... stalten könnte."

„Rechnet Ihr auf irgend eine Stütze von Eurer ... germutter?"

„Nein; sie thut, als ob sie mich liebt, aber im Grunde ihres Herzens haßt sie mich."

„Ihr seht also, Majestät, wie die Dinge stehen, ... Ihr wißt andererseits, daß, falls Ihr bei dem Tode Sr. Maj... des Königs guter Hoffnung wäret, Alles zu den Füßen ... Regentin läge."

„Ich weiß es, mein Herr."

„Nun?"

Die Königin stieß einen Seufzer aus.

„Was soll mir das Alles?" sagte sie; „ich liebe ja Niemand."

„Das heißt, Madame, Ihr liebt noch immer Jemand mit einer vergeblichen Liebe."

Anna von Oesterreich trocknete eine Thräne.

„Lopez blickt auf uns, Madame," sagte der Gesandte, „ich habe nicht so viel Vertrauen zu ihm, als Ihr. Trennen wir uns also, aber versprecht mir noch Eines!"

„Was, mein Herr?"

„Eines, das ich im Namen Eures erhabenen ... im Namen der Ruhe Frankreichs und Spaniens, ... erbitte."

„Was soll ich versprechen?"

„Daß Ihr in der schweren Zeit, in welcher wir ... die Augen schließen, und Euch in allen Dingen von Frau Fargis leiten lassen wollt."

„Die Königin verspricht es Euch, mein Herr," ... Frau von Fargis, zwischen Anna und den Gesandten ... tend, „und ich verpfände mein Wort für das der Königin."

Dann sagte sie leise:

„Lopez beobachtet und sein erster Gehilfe belauscht Euch."

Meine Damen," sagte die Königin, ihre Stimme erhebend, „es wird bald zwei Uhr sein und es ist nöthig, daß wir nach dem Louvre zurückkehren, um zu diniren und uns nach dem Befinden des armen Baradas zu erkundigen."

XVI.

Die Rathschläge L'Angely's.

Der König Ludwig XIII. war, wie wir gesehen haben, zuerst von seinem Lieblinge beleidigt worden, indem ihm dieser das Parfümfläschchen aus der Hand riß und es am Boden zerschellte. Kaum aber sah der König das Blut aus der Wunde des jungen Menschen fließen, als sich all sein Zorn in Schmerz verwandelte und er sich über Baradas warf, ihm die Spicknadel aus der Schulter zog, und trotz des Widerstrebens des jungen Mannes, eines Widerstrebens, das nicht der Achtung, sondern einem kindischen Trotze entsprang, von seinen ärztlichen Kenntnissen Gebrauch machen und die Wunde selbst verbinden wollte.

Aber die Güte Ludwigs XIII. für seinen Liebling, oder vielmehr eine Schwachheit, die an die Zuneigung Heinrichs III. zu seinen Mignons erinnerte, hatte aus Baradas ein verzogenes Kind gemacht.

Er stieß den König, wie alle Welt, zurück, und schwur, daß er die ihm angethane Beleidigung und die Rolle, die der König dabei gespielt hätte, niemals vergessen würde, wenn man ihm nicht dadurch Genugthuung gäbe, daß man Bassompierre in die Bastille schicke, oder in einen öffentlichen Zweikampf willige, wie solche in den Zeiten Heinrich's II. stattzufinden pflegten, und mit dem Tode des Herrn von Châtaigneraie ein Ende nahmen.

Der König versuchte vergebens, ihn zu beruhigen. Baradas würde einen Degenstich verziehen haben; er hätte in

einem Degenstich von der Hand Bassompierre's eine gr… Befriedigung seiner Eitelkeit gesehen, aber den Stich mit ei… Spicknadel konnte er nicht verzeihen. Alles war umsonst. Baradas wich kein Haar breit von seinem Ultimatu… welches lautete: Entweder ein öffentliches Duell in Gegen… des Königs und des ganzen Hofes, oder Verhaftung B… sompierre's.

Baradas zog sich also nicht weniger majestätisch in sein Zimmer zurück, wie Achilles sich unter sein Zelt zurückgezogen hatte, als Agamemnon sich geweigert, ihm die schöne Briseis zu überliefern.

Das Ereigniß hatte übrigens eine gewisse Bestürzung in der Gesellschaft hervorgerufen. Die Herzoge von Guise und von Angoulême dachten, daß sie bei dieser Familienscene überflüssig wären, nahmen ihre Hüte und verließen geräuschlos den Saal.

Vor der Thür blieb Guise stehen und Angoulême fest anblickend sagte er:

„Nun, was haltet Ihr davon, Vetter Angoulême?"

Der Herzog zuckte die Achseln.

„Ich sage, daß mein vielverleumdeter König Heinrich III. bei dem Tode Schomberg's, Quälus' und Maugiron's nicht halb so verzweifelt sich geberdet hat, wie Lu… wig XIII. bei einer kleinen Schramme dieses Barad… es thut."

„Ist es möglich, daß ein Sohn so wenig seinem V… gleicht?" fragte Guise. „Bei Gott, mir wäre Heinrich IV auf dem Throne Frankreichs um Vieles lieber, so sehr … auch im Grunde seines Herzens stets Hugenott geblieben ist."

„O, Herzog, Ihr sagt das, weil Heinrich IV. todt ist; als er lebte, verabscheutet Ihr ihn."

„Er hat unserem Hause so viel Schlimmes zugefügt, daß wir zu seinen Freunden nicht gehören konnten."

„Was das anbelangt," sagte der Herzog von Angoulême, „so gebe ich es zu; was ich aber nicht zugebe, ist die

nlichkeit, welche Ihr stets zwischen den Kindern und dem tten ihrer Mutter suchet. Ist denn diese Aehnlichkeit im- r vorhanden? Fangen wir einmal bei uns selbst an, mein ber Herzog," und Angoulême schlang vertraulich seinen n den des Herzogs von Guise; „da seid z. B. Ihr. der ich die Ehre hatte, den Gatten Eurer Mutter zu n, und der ich das Glück habe. auch Euch zu meiner Be- anntschaft zu zählen, ich kann Euch sagen, ohne Euch damit im Geringsten beleidigen zu wollen, daß zwischen Euch und Eurem Vater nicht die geringste Aehnlichkeit besteht."

„Herzog, Herzog!" sagte Guise, der nicht wußte, oder vielmehr zu gut wußte, wo der Spötter hinaus wollte.

„Seht," sagte Angoulême mit jener gutmüthigen Miene, die er so trefflich annehmen konnte, und die stets daran zweifeln ließ, ob er spotte oder ernsthaft rede, „das ist ganz einfach. Euer Vater war groß, Ihr seid klein; er hatte eine Adler-, Ihr habt eine Kartoffelnase; er hatte schwarze Augen, Ihr habt graue."

„Warum sagt Ihr nicht auch, daß er eine Narbe im Gesicht hatte. während ich keine habe?"

„Weil Ihr natürlich nicht etwas haben könnt, was man nur im Kriege erhält, und Ihr nie im Feuer gewe- seid."

„Wie," rief der Herzog von Guise, „ich wäre nie im gewesen? Und was war denn die Belagerung von La e?"

„Ah, ich vergaß; da kam das Feuer zu Euch; es brannte Schiff durch die Unvorsichtigkeit des Schiffskoches."

„Herzog," sagte Guise, seinen Arm aus dem Angou- e's losmachend, „es scheint, daß Ihr heute Euren schlech- n Tag habt, und daß es besser ist, wenn wir uns trennen."

„Ich sollte meinen schlechten Tag haben? Was habe ich denn gesagt? Ich hoffe, nichts Unangenehmes, oder es üßte gegen meine Absicht geschehen sein. Man ist eben ähn- lich, wenn man kann; das ist nur Sache des Zufalls. —

Jemanden gleicht man immer. Unser König z. B. gleicht dem Vetter der Königin-Mutter, der mit ihr nach Frankreich kam, dem Herzog von Bracciano, Virginio Orsini. Monsieur ist wieder dem Marschall d'Ancre sehr ähnlich; Ihr selbst wißt wohl, wem Ihr zum Sprechen gleichet."

„Nein; und ich kümmere mich auch nicht darum, es zu wissen."

„Es ist wahr, Ihr könnt es nicht wissen, da der Mann sechs Monate bevor Ihr zur Welt kamet, von Eurem Onkel Mayenne getödtet wurde. Ihr seid zum Verwechseln dem Grafen von Saint-Megrin ähnlich; hat man Euch das noch nicht gesagt?"

„Ja, aber ich bin jedesmal sehr ungehalten darüber geworden, wovon ich Euch in Kenntniß setze, lieber Herzog!"

„Weil man es Euch auf eine boshafte Weise und nicht so unbefangen gesagt hat, wie ich es that. Habe ich mich etwa darüber erzürnt, als Herr von Bassompierre mir eben vorwarf, ich mache falsches Geld? Es scheint aber, daß Ihr bei schlechter Laune seid, nicht ich; ich verlasse Euch daher."

„Und ich glaube, daß Ihr wohl daran thut," sagte der Herzog, „die Richtung nach der Rue St. Honoré einschlagend.

Und die Schritte verdoppelnd, entfernte er sich rasch von dem Spötter, der ganz erstaunt stehen blieb, da er die Empfindlichkeit, die er selbst nicht kannte, auch bei den Andern nicht begriff.

Der Herzog von Angoulême ging nach dem Pont-Neuf, da er auf diesem beliebten Wege ein neues Opfer zu finden hoffte, an dem er die bei Guise begonnene Quälerei fortsetzen könnte.

Während dieser Zeit hatten sich auch die anderen Höflinge aus dem Staube gemacht und Ludwig XIII. war mit seinem Narren L'Angely allein geblieben.

Dieser, der eine so schöne Gelegenheit, seine Rolle als Narr zu spielen, nicht versäumen wollte, pflanzte sich dicht

vor den König hin, welcher traurig, mit gesenktem Kopfe und zur Erde gewandtem Blicke, dastand.

„Ach!“ sagte er, einen schweren Seufzer ausstoßend.

Ludwig erhob das Haupt.

„Nun?“ fragte er, „was sagst Du zu Bassompierre's Betragen?“

„Ich sage, daß er ganz vortrefflich mit der Spicknadel umzugehen weiß, und daß er wahrscheinlich in seiner Jugend Koch gewesen ist.“

Ein Blitz leuchtete in dem düstern Auge des Königs.

„L'Angely,“ sagte er, „ich verbiete Dir, mit dem Unfalle, der eben Baradas begegnet ist, Deinen Scherz zu treiben.“

Sofort nahm das Gesicht des Narren den Ausdruck des tiefsten Schmerzes an.

„Wird der Hof Trauer anlegen?“ fragte er.

„Wenn Du noch ein Wort sprichst,“ sagte der König, indem er sich erhob und mit dem Fuße stampfte, „so lasse ich Dich bis auf's Blut peitschen.“

Und er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„So!“ sagte L'Angely, indem er sich, wie um den bedrohten Körpertheil in Sicherheit zu bringen, in den Lehnstuhl setzte, den der König eben verlassen hatte, „da bin ich also der Prügelknabe der königlichen Herren Pagen? Wenn diese einen Fehler begangen haben, so werde ich gepeitscht! — O, mein Schwager Nogent hat wohl Recht; Dir gebührt der Titel Ludwig der Gerechte in keinem Falle.“

„O,“ sagte Ludwig XIII., ohne auf diesen Ausfall des Narren zu antworten, wahrscheinlich, weil er keine Antwort darauf fand, „o, ich werde mich an diesem Bassompierre rächen!“

„Hast Du schon von der Schlange gehört, Ludwig, die eine Feile benagen wollte, und sich die Zähne an derselben ausbiß?“

„Was willst Du mit Deinen ewigen Fabeln?"

„Ich will damit sagen, mein Sohn, daß, so sehr Du auch König bist, Du eben so wenig die Macht hast, Deine Feinde zu verderben, als Deine Freunde zu retten. Dafür haben wir unsern Minister Richelieu. Dich nennt man bei Deinen Lebzeiten den Gerechten, ihn wird man nach seinem Tode so nennen."

„Ihn?"

„Du findest das nicht, Ludwig? Als er zum Beispiel kam, Dir zu sagen: „Sire, während ich zugleich über Euer Heil und über den Ruhm Frankreichs wache, conspirirt Euer Bruder gegen Euch und gegen mich; er hat einen Anschlag gegen mein Leben gemacht; er wollte mit seinem ganzen Gefolge in mein Schloß zu Fleury kommen und sich daselbst zu Mittag einladen; während der Tafel sollte Chalais eine Gelegenheit benutzen, um mir seinen Degen durch den Leib zu stoßen. Verhört Euren Bruder über diesen Gegenstand." Du befragst Deinen Bruder, er bekömmt Furcht, wie gewöhnlich, wirft sich Dir zu Füßen und gesteht Dir Alles; ah, das war ein Verbrechen, das war Hochverrath, und wegen dieses Verbrechens konnte schon ein Haupt auf dem Schaffot fallen. — Aber wenn Du zu Richelieu sagen wirst: „Cardinal, wir spickteen. Baradas spickte nicht, ich wollte aber, daß er spicke, und als er sich weigerte, spritzte ich ihm etwas Parfüm in's Gesicht; er entriß mir, ohne die geringste Ehrerbietung vor Meiner Majestät, das Fläschchen und zertrümmerte es am Boden; da frage ich, was ein Page verdiene, der sich eine solche Beleidigung gegen seinen Königerlaube, und der Marschall Bassompierre antwortete als vernünftiger Mensch, daß eine solche Frechheit die Peitsche verdiene; darauf zog Baradas seinen Degen und stürzte sich auf Bassompierre, der seinerseits, um die meiner Person schuldige Achtung zu bewahren, den Degen nicht zog, sondern sich damit begnügte, eine Spicknadel in Baradas' Schulter zu stechen. Ich verlange also, Cardinal, daß der Marschall von Bassompierre in die Bastille geschickt

werde." Der Minister, der, ich behaupte es, Jedermann, und selbst Dir gegenüber, die Gerechtigkeit in Person ist, wird Dir antworten: „Bassompierre hat Recht, Sire, und nicht Euer Page, den ich zwar nicht in die Bastille schicken werde, weil man nur Prinzen von Geblüt und Staatsmänner dahin schickt, den ich aber peitschen lassen werde, weil er das Fläschchen Eurer Majestät entriß, und den ich an den Pranger stellen lassen werde, weil er es wagte, den Degen in Gegenwart des Königs zu ziehen, mit dem ich selbst, der ich doch der Erste nach ihm im Reiche bin, nur mit leiser Stimme und gesenkten Hauptes zu reden wage." — Was wirst Du in diesem Falle Deinem Minister erwiedern, Ludwig?"

„Ich liebe Baradas und hasse Herrn von Richelieu; das ist Alles, was ich Dir sagen kann."

„Daran thust Du doppelt unrecht; Du hassest einen großen Mann, der Alles thut, was er zu Deiner Größe thun kann, und liebst einen kleinen Schelm, der nicht einmal fähig ist, Dir zu einem Verbrechen zu rathen, wie Luynes, oder es zu begehen, wie Chalais."

„Hast Du nicht gehört, daß er einen öffentlichen Zweikampf verlangt? Wir haben ein Beispiel davon in unserer Geschichte; das Duell Jarnac's mit Châtaigneraie unter König Heinrich II."

„Du vergißt blos, daß seitdem fünfundsiebzig Jahre verflossen sind; daß Jarnac und Châtaigneraie zwei große Herren waren, die gegeneinander wohl den Degen ziehen konnten; daß Frankreich damals noch seine ritterlichen Zeiten hatte, und daß noch nicht jene Edicte gegen das Duell erlassen waren, wegen deren Nichtbefolgung das Haupt Bouteville's, d. h. das Haupt eines Montmorency, auf dem Schaffot gefallen ist. Sprich nur mit Richelieu, er möge Herrn Baradas, dem Pagen des Königs erlauben, gegen Bassompierre, Marschall von Frankreich, General-Oberst der Schweizergarde, seinen Degen zu ziehen, und Du wirst sehen, wie er es aufnimmt."

„Der arme Baradas muß aber um jeden Preis irgend eine Genugthuung bekommen, oder er wird thun, wie er gesagt hat.“

„Und was wird er thun?“

„Er wird zu Hause bleiben.“

„Und glaubst Du, daß deswegen die Erde aufhört, sich zu drehen, da sie sich doch dreht, wie Galilei behauptet? Nein, Herr Baradas ist ein undankbarer Fant, wie die Anderen, und Du wirst seiner überdrüssig werden, wie jedes Anderen. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, mein Sohn, ich wüßte, was ich thäte.“

„Und was würdest Du thun? Denn Alles in Allem pflegst Du mir manchesmal, ich muß es gestehen, gute Rathschläge zu geben, L'Angely.“

„Du darfst sogar sagen, daß ich der Einzige bin, der Dir solche ertheilt.“

„Und der Cardinal, von dem Du soeben sprachst?“

„Der kann Dir keine geben, weil Du keine von ihm forderst.“

„Also, L'Angely, was würdest Du an meiner Stelle thun?“

„Du bist mit Deinen männlichen Lieblingen so unglücklich, daß ich es mit einem weiblichen versuchen würde.“

Ludwig XIII. machte eine Miene, welche zwischen Schamhaftigkeit und Widerwillen die Mitte hielt.

„Ich sage Dir, mein Sohn,“ fuhr der Narr fort, „daß Du nicht weißt, was Du von Dir stößest: verachte die Frauen nicht; sie haben ihr Gutes.“

„Gewiß nicht die am Hofe.“

„Und warum eben die nicht?“

„Sie sind so schamlos, daß sie mir Schande machen.“

„Ach, mein Sohn, ich glaube nicht, daß Du von Frau von Chevreuse sprichst.“

„O, sprich mir nur nicht von Der.“

„So? Auch Die?“ sagte L'Angely mit naiver Miene; „ich hätte diese für tugendhaft gehalten.“

„Nun, frage nur Mylord Rich, frage Châteauneuf, frage Bertrand von Chaux, den alten Erzbischof von Tours, in dessen Papieren man nach seinem Tode einen zerrissenen Schuldschein über fünfundzwanzigtausend Livres gefunden hat, der von der Herzogin von Chevreuse unterzeichnet war.“

„Ja, das ist wahr; ich erinnere mich sogar, daß Du in jener Zeit auf die dringenden Bitten der Königin, die ihrer Favorite eben so wenig etwas verweigern konnte, wie Du Deinem Günstlinge etwas verweigerst, daß Du, sage ich, für den würdigen Erzbischof den Cardinalshut erbatest. Deine Bitte wurde abgeschlagen und der arme Mann sagte überall: „Wenn der König in Gunst gestanden hätte, wäre ich Cardinal.“ — Aber drei Liebhaber, unter denen ein Erzbischof ist, sind gewiß nicht zu viel für eine Frau, welche mit achtundzwanzig Jahren erst zwei Männer gehabt hat.“

„Oho! Wir sind ja nicht zu Ende; frage Marillac, frage ihren Chevalier Crufft, frage —«

„Nein, nein,“ sagte L'Angely, „ich bin viel zu faul, um bei allen diesen Herren Erkundigungen einzuziehen; ich will lieber auf eine Andere übergehen. Wir haben da Frau von Fargis — Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß diese keine Vestalin ist?“

„Du scherzest, Narr! Und Créqui, Camaille, der Siegelbewahrer Marillac. Kennst Du nicht die berühmten lateinischen Spottverse?“

Der König citirte diese Verse, doch noch war er damit nicht zu Ende, als der Narr ihn unterbrach.

„Nein, ich kenne diese Verse nicht; doch citire sie mir ganz, das wird mich unterhalten.“

„Ich wage es nicht,“ sagte der König erröthend; „es kommen darin Worte vor, welche ein keuscher Mund nicht aussprechen kann.“

„O Du Heuchler!“ lachte der Narr. „Und doch weißt Du sie auswendig! Fahren wir indeß fort.“

„Nun, was hältst Du von der Prinzeß Conti? Sie ist ein wenig reif, aber sie hat eben darum mehr Erfahrung.“

„Der Mann, der mit dieser Dame ein Liebesverhältniß anfinge, müßte ein Narr sein.“

„Und warum?“

„Weißt Du nicht, was sie eines Tages zu ihrem Bruder sagte?“

„Nein!“

„Sie ermahnte ihn, der stets spielt, ohne zu gewinnen, das Spiel aufzugeben. „Ich werde es thun, sagte er, wenn Du aufhören wirst, Dir den Hof machen zu lassen.“ — „Unglücklicher!“ rief sie, „Du wirst Dich also niemals bessern?“ — Uebrigens ist sie ja verheiratet, und ich mag nicht einmal den Schein auf mich laden, als bezeigte ich einer vermälten Dame Aufmerksamkeiten.“

„So? Das erklärt es mir, warum Du gegen die Köni- so liebenswürdig bist. — Gehen wir also auf die Unverheirateten über. Was sagst Du zu der schönen Isabella von Lautrec? Von der wirst Du wenigstens nicht sagen, sie sei ni brav.“

Ludwig XIII. erröthete bis über die Ohren.

„Ah, ah,“ rief L'Angely, „sollte ich da zufällig in's Schwarze getroffen haben?“

„Ich sage nichts gegen die Tugend des Fräulein Isabella von Lautrec, im Gegentheil!“ sagte Ludwig XIII. mit einem Tone, in welchem ein leichtes Zittern sich bemerklich machte.

„Und gegen ihre Schönheit?“

„Noch weniger.“

„Und gegen ihren Geist?“

„Er ist entzückend — aber —“

„Aber — was?“

„Ich weiß nicht, ob ich es Dir sagen soll, L'Angely, aber —“

„Nur zu!“

„Es scheint mir, als ob sie für mich keine besondere Sympathie hegte.“

„Siehst Du, mein Sohn, Du thust Dir selbst bei jeder Gelegenheit unrecht, und Deine Bescheidenheit richtet Dich zu Grunde.“

„Und wenn die Königin etwas erfährt, was wird sie sagen?“

„O, darüber brauchst Du Dich nicht zu beunruhigen; sie ist mit ihren eigenen Angelegenheiten allzusehr beschäftigt.“

„Aber Baradas?“

„Baradas wird eifersüchtig sein wie ein Tiger; er wird Fräulein von Lautrec erdolchen wollen, aber man warnt sie und sie legt einen Panzer an, wie Johanna d'Arc. In jedem Falle versuche es.“

„Aber wenn Baradas im Ernst böse wird, und nicht zu mir zurückkömmt?“

„So bleibt Dir ja Dein anderer Günstling, St. Simon“

„Ein prächtiger Junge, der das Waldhorn bei der Jagd wundervoll zu blasen versteht.“

„Du siehst also, daß Du zur Hälfte schon getröstet wärest.“

„Was soll ich thun, L'Angely?“

„Meinen Rathschlägen und denen des Cardinals Richelieu folgen; mit einem Narren, wie ich, und einem Minister, wie er, kann es Dir nicht fehlen, daß Du in einem halben Jahre der erste Souverän Europas bist.“

„Gut also,“ sagte Ludwig XIII. seufzend, „ich werde es versuchen.“

„Und wann?“ fragte L'Angely.

„Heute Abend schon.“

„Gut! Sei heute Abend ein Mann, und morgen wirst Du ein König sein.“

XVII.

Die Beichte.

Einen Tag später, als der König auf den Rath seines Narren den Entschluß gefaßt hatte, Baradas eifersüchtig zu machen, schickte der Cardinal Richelieu seinen Capitän Cavois in das Hôtel Montmorency mit einem Briefe folgenden Inhalts an den Prinzen:

„Herr Herzog!

„Erlaubet mir, von meinem Privilegium als Minister Gebrauch zu machen, um Euch meinen lebhaften Wunsch auszudrücken, Euch zu sehen und mich mit Euch als mit einem der ersten Befehlshaber des bevorstehenden Feldzuges ernstlich zu berathen; erlaubet mir ferner, den Wunsch auszusprechen, daß unsere Zusammenkunft in meinem Hause stattfinde, und daß Ihr Euch zu Fuße und ohne Gefolge zu mir bemühet, damit diese Zusammenkunft möglichst geheim bleibe. Wenn neun Uhr des Morgens eine Stunde wäre, die Euch beliebt, würde ich mich zu derselben bereit halten.

„Ihr könnt Euch, wenn es Euch passend erscheint, und auch er mir die Ehre eines Besuches erzeigen will, von Eurem jungen Freunde, dem Grafen von Moret, begleiten lassen, mit dem ich Pläne habe, welche des Namens, den er trägt, und seiner Abstammung, vollkommen würdig sind.

„Ich bin, Herr Herzog, Euer ganz ergebener Diener
„Armand, Cardinal von Richelieu.“

Eine Viertelstunde, nachdem ihm dieser Brief zur Besorgung übergeben worden war, kam Cavois mit der Antwort des Herzogs zurück, welcher den Boten sehr freundlich empfangen hatte, und dem Cardinal sagen ließ, daß er das Rendezvous annehme und zur bestimmten Stunde in Begleitung des Grafen Moret erscheinen werde.

Der Cardinal schien von dieser Antwort sehr befriedigt, scherzte mit Savois, fragte ihn nach dem Befinden seiner Frau und beschäftigte sich dann mit seinen gewöhnlichen Arbeiten.

Am Abend schickte er den Pater Joseph, sich nach dem Befinden des verwundeten Latil zu erkundigen; diesem ging es von Tag zu Tage besser, doch konnte er das Zimmer noch nicht verlassen.

Mit Anbruch des andern Tages kam Richelieu wie gewöhnlich in sein Arbeitszimmer hinab, aber trotzdem er sehr früh aufgestanden war, wurde er doch schon von Jemand erwartet. Eine verschleierte Dame war gekommen, hatte nach ihm gefragt, und die Absicht ausgesprochen, sich nur ihm zu erkennen zu geben. Sie wartete im Vorzimmer.

Der Cardinal besoldete bei seiner geheimen Polizei so viele und so verschiedene Personen, daß er dachte, es mit einer seiner Agentinnen zu thun zu haben, und ohne sich erst weiter zu erkundigen, seinem Kammerdiener Guillemot befahl, die Person einzuführen und darüber zu wachen, daß Niemand sein Gespräch mit der Unbekannten unterbreche. Wenn er irgend etwas zu verlangen hätte, würde er ein Glockenzeichen geben.

Dann warf er einen Blick auf die Uhr, und sah, daß ihm noch eine Stunde Zeit bis zu der Ankunft des Herzogs von Montmorency blieb, und da er glaubte, daß er mit der Dame in dieser Zeit zu Ende sein würde, so unterließ er es, für den Fall der Ankunft des Herzogs weitere Befehle zu ertheilen.

Fünf Minuten später geleitete Guillemot die Fremde in das Gemach des Cardinals.

Sie blieb an der Thür stehen; auf ein Zeichen, das Richelieu seinem Kammerdiener machte, ließ dieser ihn mit der verschleierten Dame allein.

Der Cardinal brauchte auf die drei oder vier Schritte vortretende Dame nur die Augen zu werfen, um an deren Gang

und Haltung zu bemerken, daß sie jung und aus der guten Gesellschaft sei.

Auch konnte er trotz des Schleiers erkennen, daß sie sich in ungewöhnlicher Aufregung befand.

„Madame," sagte er, „Ihr verlangtet eine Audienz von mir; da bin ich; sprechet."

Und er machte ihr ein Zeichen, näher zu treten.

Sie that einen Schritt vorwärts, aber da sie fühlte, daß sie wanke, hielt sie sich mit der einen Hand an der Lehne eines Sessels fest, während sie mit der andern die heftigen Schläge ihres Herzens zu unterdrücken versuchte.

Der Cardinal war ein zu guter Beobachter, um sich über diese Anzeichen zu täuschen.

„Aus dem Schrecken, den ich Euch einflöße, Madame," sagte er, „wäre ich versucht, zu glauben, daß Ihr von meinen Feinden zu mir geschickt worden seid. Beruhiget Euch; von dem Augenblicke, wo Ihr hier eingetreten seid, werdet Ihr so herzlich empfangen, wie die Taube in der Arche."

„Vielleicht komme ich in der That aus dem Lager Eurer Feinde, Monseigneur, aber ich komme als Flüchtige und flehe den Schutz sowohl des Ministers, wie des Priesters an. Dem Priester will ich beichten, und der Minister wird mich beschützen."

Bittend faltete die Unbekannte ihre Hände.

„Ich kann wohl Eure Beichte hören, ohne zu wissen, wer Ihr seid; anders aber ist es, wenn ich Euch beschützen soll."

„Von dem Augenblicke an, wo mir Euer Eminenz versprechen, meine Beichte zu hören, werde ich keinen Grund mehr haben, unbekannt bleiben zu wollen."

„So kommt, meine Tochter," sagte der Cardinal, sich niederlassend, „und habt doppeltes Vertrauen zu mir, zu dem Priester, wie zu dem Minister."

Die junge Frau näherte sich dem Cardinal, ließ sich auf die Knie nieder und nahm den Schleier von ihrem Gesicht.

Der Cardinal folgte ihr mit den Augen und das mit einer Neugier, welche bewies, daß er vermuthete, er habe es mit keinem gewöhnlichen Beichtkinde zu thun; als sie aber den Schleier zurückgeschlagen hatte, konnte er sich nicht enthalten, einen Schrei der Ueberraschung auszustoßen.

„Isabella von Lautrec!“ rief er.

„Ja wohl, Eminenz; darf ich hoffen, daß mein Anblick nichts in Euren freundlichen Absichten geändert hat?“

„Nein, mein Kind,“ sagte der Cardinal, ihr lebhaft die Hand drückend, „nein, Ihr seid die Tochter eines der treuesten Diener Frankreichs, eines Mannes, den ich achte und liebe, und seit Ihr an dem französischen Hofe seid, wo ich Euch, ich muß es gestehen, mit einigem Mißtrauen ankommen sah, muß Eure Aufführung als eine makellose bezeichnet werden.“

„Ich danke, Monseigneur; Ihr gebt mir mein Selbstvertrauen zurück. Ich komme, Euch anzuflehen, mich aus der Gefahr zu reißen, in der ich schwebe.“

„Wenn Ihr eine Bitte an mich richtet, oder einen Rath von mir verlanget, mein Kind, bleibt nicht auf den Knieen, sondern nehmt an meiner Seite Platz.“

„Nein, Monseigneur, laßt mich so; ich sagte, daß meine Geständnisse eine Beichte sind; spräche ich sie anders als auf den Knieen aus, so würden sie den Charakter einer Anklage annehmen, und nicht über meine Lippen gelangen können.“

„Thut, was Ihr für gut haltet, meine Tochter. Gott bewahre mich davor, die Bedenklichkeiten Eures Gewissens bekämpfen zu wollen und wären diese Bedenklichkeiten noch so übertrieben.“

„Als man mich in Frankreich bleiben hieß, Monseigneur, obwohl mein Vater zur Begleitung des Herzogs von Nevers nach Italien ging, brachte man bei meinem Vater zwei Gründe zur Geltung: die Beschwerlichkeiten, welche mir auf meiner langen Reise bevorständen, und die Gefahr, welche

ich in einer Stadt liefe, die belagert und mit Sturm genommen werden könnte; übrigens bot man mir in der Nähe Ihrer Majestät eine Stellung, welche geeignet war, die Wünsche eines weit ehrgeizigeren Mädchens, als ich bin, zu befriedigen."

„Fahret fort und saget mir, ob Ihr nicht auch in dieser Stellung bald einige Gefahr für Euch bemerktet?"

„Ja, Monseigneur; es schien mir, als ob man auf meine Jugend und meine Ergebenheit für meine königliche Gebieterin speculirt hätte. Der König schenkte mir, sei es aus freiem Antrieb, sei es auf fremden Rath, eine Aufmerksamkeit, die ich sicher nicht verdiente. Eine Zeitlang verhinderte mich die Achtung, mir von den Beweggründen eines solchen Benehmens Rechenschaft zu geben, welches der König gegen mich beobachtete, welches jedoch wegen seiner eigenthümlichen Schüchternheit nie die Grenzen einer galanten Höflichkeit überschritt. Eines Tages jedoch schien es mir, als ob es meine Pflicht wäre, der Königin von einigen Worten zu berichten, welche man mir, wie im Auftrage des Königs, gesagt hatte; zu meinem großen Erstaunen jedoch lachte die Königin und sagte: „Das wäre ein großes Glück, mein Kind, wenn der König an Euch Gefallen fände." Ich dachte die ganze Nacht über diese Worte der Königin nach und kam zu dem Resultate, daß man mit meinem Aufenthalte am Hofe und mit meiner Stellung bei der Königin ganz andere Absichten verband, als man anfangs den Schein annahm; des andern Tages setzte der König seine Bewerbungen fort; innerhalb acht Tagen kam er dreimal in den Zirkel der Königin, was noch nie geschehen war; aber beim ersten verfänglichen Worte, das er an mich richtete, machte ich ihm eine Verbeugung, schützte ein Unwohlsein vor und bat die Königin um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen; die Ursache meines Rückzuges war so sichtbar, daß von diesem Tage an der König nicht wieder mit mir sprach, ja sich mir nicht einmal näherte. Die Königin aber schien über meine

Empfindlichkeit ein lebhaftes Mißvergnügen zu empfinden. Als ich sie eines Tages um die Ursache ihrer täglich zunehmenden Kälte gegen mich befragte, begnügte sie sich, mir zu antworten, sie hätte gegen mich nichts, als das Bedauern darüber, daß ich ihr einen Dienst nicht leistete, der nur von meinem guten Willen abhinge. — Die Königin-Mutter war wo möglich noch kälter gegen mich, als die Königin."

„Und," fragte der Cardinal, „habt Ihr nicht begriffen, welchen Dienst die Königin von Euch erwartete?"

„Ich ahnete ihn unbestimmt, Monseigneur, mehr durch die Schamröthe, die ich meine Stirne überziehen fühlte, wie durch die Reflexionen, die mein Geist darüber anstellte; da jedoch die Königin, ohne wohlwollend gegen mich zu sein, stets sanft mit mir umging, beklagte ich mich nicht und blieb bei ihr, indem ich ihr alle Dienste erwies, die zu erweisen in meiner Macht stand. — Gestern nun trat zu meinem und beider Königinnen Erstaunen der König, der sich schon zwei Wochen in dem Damenzirkel nicht hatte sehen lassen, plötzlich ein, mit einem Lächeln auf den Lippen, was gegen seine Gewohnheit ist, grüßte seine Gattin, küßte der Königin-Mutter die Hand und ging auf mich zu. Da ich von der Königin die Erlaubniß erhielt, mich in ihrer Gegenwart niederzusetzen, wollte ich mich beim Anblicke des Königs von meinem Sitze erheben, allein er nöthigte mich, sitzen zu bleiben, erkundigte sich nach meinem Befinden, kündigte mir an, daß er die Königin zur nächsten Jagd einladen würde und fragte mich, ob ich sie begleiten wollte. — Die Aufmerksamkeiten des Königs gegen eine Dame sind etwas so Ungewöhnliches an unserem Hofe, daß ich alsbald Aller Augen auf mich gerichtet sah und zugleich fühlte, wie eine glühende Röthe mein Gesicht bedeckte. Ich weiß nicht, was ich Sr. Majestät antwortete, oder vielmehr, ich antwortete gar nicht; ich stammelte blos einige unzusammenhängende Worte. Ich wollte aufstehen, aber die Hand des Königs hielt mich zurück, und ich blieb wie gelähmt auf meinem Sessel sitzen. Um meine Verwirrung eini-

germaßen zu verbergen, nahm ich Gretchen, die Zwergin, welche der Königin von ihrer Tante, der Infantin Clara Eugenia, zum Geschenke gemacht wurde, auf meinen Schooß. Aber diese, welche in mein zur Erde gesenktes Gesicht sehen konnte, fragte auf einmal laut: „Warum weint Ihr denn?“ und in der That stürzten die Thränen unwillkürlich aus meinen Augen und rollten über meine Wangen; ich weiß nicht, welche Bedeutung der König meinen Thränen beilegte, aber er drückte mir die Hand und gab der Zwergin einige Bonbons, die hämisch lachte und zu der Königin lief, um mit ihr zu flüstern. — Allein geblieben wagte ich weder, mich zu erheben, noch an meinem Platze zu bleiben; das Blut stieg mir zu Kopfe, es sauste mir vor den Ohren, es hämmerte in meinen Schläfen, ich sah die Möbel sich im Kreise drehen, die Wände schwanken, — die Kräfte verließen mich — ich wurde ohnmächtig. — — — — Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bett und Frau von Fargis saß neben mir.“

„Frau von Fargis?“ wiederholte der Cardinal lächelnd.

„Ja, Monseigneur.“

„Fahret fort, mein Kind.“

„Was Frau von Fargis mir sagte, als ich erwachte, war so sonderbar; die Glückwünsche, die sie mir darbrachte, waren so erniedrigend; die Ermahnungen, die sie mir ertheilte, so eigenthümlich, daß ich nicht weiß, wie ich sie Eurer Eminenz erzählen soll.“

„Sie sagte Euch wohl, daß der König in Euch verliebt wäre; sie beglückwünschte Euch, ein Wunder vollbracht zu haben, welches selbst der Königin nicht gelungen war, und sie ermahnte Euch, dieser Liebe durch Euer Betragen stets neue Nahrung zu geben, damit, wenn Ihr die Pagen des Königs aus seiner Gunst verdrängt hättet, Ihr Euren mächtigen Einfluß über ihn zu Gunsten der politischen Interessen meiner Feinde anwenden könntet?“

„Euer Name wurde dabei nicht genannt, Monseigneur.“

„Für das erste Mal wäre das freilich etwas zu viel gewesen, aber außerdem habe ich wohl errathen, was sie Euch sagte, nicht wahr?“

„Fast Wort für Wort, Monseigneur.“

„Und was habt Ihr geantwortet?“

„Nichts. Ich begriff nun vollends, was ich bei den ersten Aufmerksamkeiten, die mir der König erwies, nur unbestimmt geahnet hatte: man wollte aus mir ein politisches Werkzeug machen. Bald darauf, und während ich noch immer schluchzte, trat die Königin bei mir ein und umarmte mich, aber diese Umarmung schnürte mir das Herz zusammen, statt mich tröstend zu beruhigen; es schien mir, als ob ein giftiges Geheimniß unter dem Kusse verborgen läge, den eine Frau, und noch dazu eine Königin, auf die Lippen eines Mädchens drückte, das sich von der Liebe deren Gatten bedroht sah. Die Königin zog dann die Fargis in eine Fensternische und wechselte leise einige Worte, worauf sie mir gute Nacht wünschte, indem sie hinzufügte: „Glaubet Alles, meine Liebe, was Euch Frau von Fargis sagt, und vor Allem glaubet an unsere Erkenntlichkeit für Eure innige Ergebenheit!“ Darauf entfernte sie sich; die Fargis blieb bei mir zurück. Ihren Rathschlägen zufolge hatte ich nichts zu thun, als den Dingen ihren Lauf zu lassen; sie machte mir begreiflich, welches Glück in der Liebe eines Königs liege, und wie bescheiden Ludwig XIII. mir gegenüber bleiben würde. Ich antwortete nicht; ohne Zweifel glaubte sie, mich überzeugt zu haben, denn nach kurzer Zeit verließ sie mich, indem sie mich zärtlich auf die Stirn küßte. Kaum hatte sich jedoch die Thür hinter ihr geschlossen, als mein Entschluß fest stand, hierher zu eilen, Monseigneur, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles zu bekennen.“

„Was Ihr mir da mittheilt, mein Kind,“ sagte der Cardinal, gütig lächelnd, „ist die Erzählung Eurer Befürchtungen. Nun, diese Befürchtungen sind weder eine Sünde, noch ein Verbrechen, im Gegentheil ein Beweis Eurer Unschuld und

Loyalität; ich sehe nicht ein, was Euch veranlaßte, mir diese Mittheilungen zu machen, knieend wie eine Sünderin."

„Ich habe noch nicht Alles gesagt, Monseigneur. Die Gleichgiltigkeit, oder vielmehr die Furcht, die mir der König einflößt, empfinde ich nicht aller Welt gegenüber; und meine Angst, als ich bei Euch eintrat, gründete sich nicht darauf, daß ich zu sagen hatte: „Monseigneur, der König liebt mich!" sondern weil ich hinzufügen muß: „Monseigneur, ich fürchte, daß ich einen Andern liebe!"

„Und ist es denn ein Verbrechen, diesen Anderen zu lieben?"

„Nein, Monseigneur; aber es ist eine Gefahr dabei."

„Eine Gefahr? Warum? Euer Alter ist das der Liebe, und die Bestimmung des Weibes, ihm von der Natur, wie von der Gesellschaft vorgezeichnet, besteht darin, zu lieben und geliebt zu werden."

„Wenn aber Der, den ich zu lieben fürchte, sowohl an Geburt, wie an Rang über mir steht?"

„Eure Geburt, mein Kind, ist eine mehr als achtbare, und obwohl Euer Name nicht mehr so glänzt, wie vor hundert Jahren, gehört er doch noch immer zu den ersten Namen des Reiches."

„Monseigneur, Monseigneur, bestärkt mich nicht in einer thörichten und gefährlichen Hoffnung!"

„Glaubt Ihr denn, daß Der, den Ihr liebt, Euch nicht wieder liebt?"

„Im Gegentheile, Monseigneur, ich glaube, daß er mich sehr liebt, und das eben ist es, was mich erschreckt."

„Habt Ihr seine Liebe bemerkt?"

„Er hat mir sie gestanden."

„Und nun, da Euer Bekenntniß zu Ende ist, mein Kind, nennt die Bitte, die Ihr an mich richten wolltet."

„Sie besteht in Folgendem, Monseigneur. So wenig anspruchsvoll die Liebe des Königs sein mag, wird sie doch ein Flecken an meinem Rufe, sobald ich sie anerkannt, ja wenn

ich sie sogar zurückgewiesen hätte, denn man hat bei Hofe ein Interesse daran, sie als Thatsache gelten zu lassen, und ich will selbst nicht einen Augenblick lang dem Manne verdächtig werden, der mich liebt, und den ich zu lieben fürchte. Meine Bitte besteht also darin, mich zu meinem Vater zu senden; welche Gefahr mir auch dort im fremden Lande drohen möge, wird sie doch geringer sein, als die, in welcher ich am Hofe schwebe."

„Wenn ich es mit einem weniger reinen und edlen Herzen zu thun hätte, als das Eurige, so würde auch ich mich zu Jenen gesellen, welche hoffen, Eurer Reinheit eine Grenze zu setzen und Eure Tugend zu brechen; auch ich würde Euch sagen: Lasset Euch vom Könige lieben, der noch nie in seinem Leben Jemand geliebt hat, und durch Euch vielleicht lieben lernen wird. Ich würde Euch rathen: Stellt Euch, als ob Ihr die Mitschuldige der beiden Frauen wäret, die an der Erniedrigung Frankreichs arbeiten, und seid in der That meine Verbündete, der ich doch nur die Größe meines Vaterlandes will. Aber Ihr gehört nicht zu Denen, welchen man solche Vorschläge macht. Ihr wollt Frankreich verlassen, Ihr werdet es verlassen; Ihr wollt zu Eurem Vater zurückkehren, ich werde Euch die Mittel dazu verschaffen."

„O Dank, Dank!" rief das junge Mädchen, die Hände des Cardinals ergreifend, und sie, ehe er es wehren konnte, mit Küssen bedeckend.

„Der Weg wird aber vielleicht nicht ohne Gefahren sein."

„Die wahren Gefahren, Monseigneur, sind für mich an diesem Hofe, wo ich mich von geheimnißvollen und unbekannten Mißgeschicken bedroht sehe; wo ich unaufhörlich den Boden unter meinen Füßen wanken fühle; wo die Unschuld meines Herzens und die Jungfräulichkeit meiner Gedanken nur eine Ursache mehr sind, in dem Kampfe mit den Schlauheiten meiner Umgebung zu unterliegen. Entfernt mich von hier, Monseigneur, und in dem Maße, als es mir vom Himmel gegönnt sein wird, tugendhaft und unverdorben zu bleiben, werde ich Euch dankbar sein."

„Ich kann nichts verweigern, um was ich aus so lautern und frommen Gründen gebeten werde; erhebt Euch; i einer Stunde wird Alles zu Eurer Abreise bereit oder wenigstens angeordnet sein."

„Ihr absolvirt mich nicht, Monseigneur?"

„Wer nicht fehlte, bedarf der Absolution nicht."

„Segnet mich wenigstens, Monseigneur, und Euer Segen wird vielleicht mein Gemüth beruhigen."

„Es ist an Gott, Euch zu segnen, nicht an mir und ich werde ihn anflehen, er möge mit seiner allerhöchsten Gnade meine ungenügende Zuneigung für Euch ersetzen."

In diesem Augenblicke schlug es neun Uhr; Richelieu näherte sich seinem Schreibtische und schlug an ein Glöckchen, welches auf demselben stand.

Guillemot erschien in der Thür.

„Sind die Personen, die ich erwartete, angekommen?" fragte der Cardinal.

„In diesem Augenblicke trat der Prinz in die Gemäldegallerie."

„Allein oder in Begleitung?"

„Mit einem jungen Manne."

„Mein Fräulein, ehe ich Euch eine — ich will nicht sagen bestimmte, sondern ausführliche — Antwort ertheile, muß ich mit den zwei Personen reden, die soeben gekommen sind. Guillemot, führet das Fräulein von Lautrec zu meiner Nichte und fraget in einer halben Stunde bei mir an, ob ich frei bin."

Und nachdem er Fräulein von Lautrec, die dem Kammerdiener folgte, achtungsvoll gegrüßt hatte, öffnete Richelieu selbst die Thür zur Gemäldegallerie, in welcher seit einigen Minuten der Herzog von Montmorency und der Graf von Moret auf- und abgingen.

Ende des zweiten Theiles.